





Bilder für die Jugend

herausgegeben

von

Ernst von Houwald.

Erster Band.

Mit 13 Kupfern.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen.

1829.

Vorrede.

Als ich im Jahre 1819 den erſten Theil meines Kinderbuches im Druck erſcheinen laſſen wollte, machte mich der Verleger deſſelben, Herr Buchhändler Göſchen, darauf aufmerkſam, daß ein ſolches Buch um nach und nach ein lieber, unentbehrlicher Freund der Kinder zu werden, ſich ihnen zunächſt durch die Sinne empfehlen müſſe, weil dieſe ſich bei den Kindern zuerſt entwickeln, und wie Pförtner an den Thoren der erwachenden Seele ſtehen. Herr Göſchen war im Beſitz vieler von den erſten

deutschen Künstlern gefertigter Kupfertafeln, er ließ mich einige davon für mein Kinderbuch auswählen, und so erhielt es hierdurch eine Ausstattung und Zierde, ohne welche es dem kleinen Publikum gewiß viel weniger empfohlen gewesen sein würde. — Aber auch die noch übrigen Kupferplatten sollten eine erfreuliche Gabe für die Kinderwelt werden; Herr Göschen beabsichtigte sie nach und nach mit passenden Erklärungen unter dem Titel:

„Bilder für die Jugend“

erscheinen zu lassen, und forderte mich auf, die Redaktion dieses Büchleins zu übernehmen, und es auch mit eignen Beiträgen zu versehen. Was ich dem Freunde versprochen, suche ich jetzt zu erfüllen, obgleich der ehrwürdige Greis sein thätiges Leben, sein auf die deutsche Litteratur so einflußreiches Wirken seitdem vollendet hat; ich bringe dem Publikum noch einmal hier ein Kinder-

buch und habe zu den trefflichen Kupfern, die es enthält, theils fremde theils eigne Erklärungen nach bestem Wissen zusammen gestellt. Hierbei habe ich, wie früher schon, den Grundsatz wieder beobachtet: daß wer für Kinder schreiben will, nicht blos von Kindern erzählen, und dabei sich zu einem fast kindischen Tone herabstimmen müsse; oder daß es gnüge, Sittenlehren auf eine recht ausführliche, selbst faßliche Weise vorzutragen, ohne sie in That und Beispiel erscheinen zu lassen. Das Kind denkt nicht an die Gegenwart, sondern immer nur an die Zukunft, zu welcher es aufwachsen und sich hinaufbilden, in der es selbstständig werden will, es mag daher eben nicht gern lesen, was Kinder mit Kindern, sondern lieber was Kinder in Berührung mit Erwachsenen beginnen, am liebsten aber, was Erwachsene selbst thun; denn die Lebensverhältnisse der Letztern sind theils viel bedeutender, theils versetzt sich das Kind am lebendigsten

und liebsten in die Lage der Erwachsenen, weil es niemals Kind zu bleiben wünscht, sondern immer den Blick vorwärts richtet.

So möge denn dies Büchlein der jungen Lesewelt willkommen sein und ihr noch einmal den herzlichen Gruß ihres Freundes bringen.

Neuhaus, bei Lübben den 1. July 1828.

Ernst v. Houwald.

Inhalt.

Seite.

Peter I. der Große

Czar von Rußland.

Karl XII.

König von Schweden.

Das erste Bild, das Euch, meine lieben Leser in diesem Buche begrüßt, zeigt Euch die Züge zweier großen Fürsten, die einst zu gleicher Zeit auf ihren Thronen saßen, beide von der Mitwelt bewundert und gefürchtet wurden, gegenseitig ihren Werth anerkannten und dennoch Feinde waren. Die Weltgeschichte wird Euch einst ihre Namen nennen, und das, was sie gethan, Euch näher entwickeln, Ihr selbst werdet vielleicht die Länder sehen, wo diese Mächtigen gelebt und gewaltet haben. Jetzt aber laßt Euch eine kurze gedrängte Schilderung von ihnen entwerfen, und wenn Ihr diese gelesen habt, dann schaut noch einmal die bedeutungsvollen Züge jener Bildnisse an, und vergleicht den Geist der aus ihren Handlungen zu Euch gesprochen hat, mit der Hülle in der er lebte.

Der russische Czar Alexei Michälowitsch, hatte seine Gemahlin verloren, und

wollte sich zum zweiten male verheirathen. Man stellte ihm im Schlosse zu Moskwabo edle Jungfrauen nach der Sitte des Landes vor, und er wählte unter ihnen die schon früher geliebte Tochter eines Bojaren, Natalia Kirilowna Narischkin zur Gemahlin. Diese gebar ihm ein Jahr darauf am 30. Mai 1672. seinen Sohn Peter.

Schon als Kind erregte er allgemeine Aufmerksamkeit, denn sowohl an richtigem Verstande, und schneller Fassungsgabe, als an blühender kräftiger Gesundheit übertraf er bei weitem seine älteren Halbbrüder, weshalb auch sein Vater sich mit größerer Liebe zu ihm hinneigte und ihn mit Uebergehung seiner Söhne aus erster Ehe, Fedor und Iwan, zu seinem Nachfolger zu ernennen beschloß. Allein Sophia, die Schwester dieser beiden Prinzen, wußte jede Verfügung zu Gunsten ihres Stiefbruders zu hintertreiben, denn sie begriff bald, daß sie an der Seite ihrer schwachen Brüder leicht ganz Rußland beherrschen, dagegen aber als völlig unbedeutend zurücktreten würde, sobald Peter den Thron besteige. Sie suchte es daher so einzuleiten, daß nach dem Tode des Vaters,

ihr kränklicher Bruder Fedor III. ihm in der Regierung folgte, konnte es jedoch nicht verhindern, daß dieser nicht seinen fast blinden Bruder Iwan, sondern seinen hoffnungsvollen zehnjährigen Halbbruder Peter zum Nachfolger ernannte, und dieser nach Fedors Tode im Jahre 1682 auch wirklich zum Czaren ausgerufen wurde. Sophia suchte nunmehr durch das lügenhafte Vorgeben, als habe Peters Mutter und deren Familie den Tod Fedors veranlaßt, das Volk zum Aufstande zu reitzen; es gelang auch und kostete vielen Treugesinnten das Leben, bis endlich Iwan, den man jetzt in der Verwirrung zum Czar verlangte, selbst öffentlich erklärte, er werde nur den Thron besteigen, wenn sein Bruder Peter ihn mit ihm theile. So wurden dann beide Prinzen zugleich gekrönt und Sophia begnügte sich die Schwäche Iwans und die Jugend Peters dergestalt zu benutzen, daß sie als Mitregentin auftrat und nicht allein ihren Namen neben denen der beiden Czaren unterschrieb, sondern auch ihr eignes Bild auf die Münzen prägen ließ. Während nun der schwachsinnige Iwan sich alle Anmassungen seiner herrschsüchtigen Schwester

ruhig gefallen ließ, entwickelte Peter im Stillen seinen männlichen kriegerischen Geist. Er hatte sich mit seiner Mutter nach dem Dorfe Preobroschenskoe unweit Moskau zurückgezogen und hier aus Jünglingen seines Alters zwei Compagnien gebildet, die man allgemein des Czars Spielgesellen nannte und unter denen Peter selbst nur den Dienst eines Gemeinen verrichtete. Der Hauptmann dieser jugendlichen Garde, ein geborner Genfer, hieß Franz Jakob le Fort. Er war Sekretär bei der Dänischen Gesandschaft in Moskau und hatte hier das Glück das Wohlwollen des jungen Czaren zu gewinnen. Peter fühlte, daß er eines jugendlichen Lehrers und Beistandes bedürfe und le Fort besaß zu beiden die Eigenschaften; sein feuriger gebildeter Geist, sein treues jeder Aufopferung fähiges Herz machte ihn dem Czar über alles theuer, und ließ ihn dessen Geistes- und Charakter-Bildung auf das Vortheilhafteste vollenden, wozu der als Staatsmann geachtete Sotow und der deutsche Mathematiker Timmermann, wie auch die edle fromme Mutter selbst bereits einen guten Grund gelegt hatten.

Peter lernte von le Fort die französische,

holländische und deutsche Sprache und wurde nicht müde ihm zuzuhören, wenn er von der Lebensart anderer gebildeter Völker, von ihren Künsten, Vergnügungen, bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen, von ihrer Art zu Lande und zur See Krieg zu führen, von ihrem Handel und den großen nach Indien seegelnden Flotten erzählte. Da schwoll ihm die jugendliche Brust von inniger Sehnsucht, einst auch dahin zu kommen, wo die Menschen so menschlich und so gebildet wären und dann, wenn er alles von ihnen gelernt, wieder zurück zu kehren in sein rauhes Vaterland, um seine Russen eben so gut, eben so menschlich und so kunstsinnig zu machen.

Sophia merkte von der vortheilhaften Ausbildung des Jünglings nichts, sie betrachtete das Verhältniß mit le Fort und besonders die jugendlichen Soldaten-Uebungen nur als unbedeutende Spielereien, hielt sie recht geeignet, den verhaßten Stiefbruder von allen Staatsgeschäften abzulenken, und konnte ihre geheime Freude kaum verbergen, wenn sie von den Ausschweifungen hörte, denen sich Peter jezuweilen mit seinen Lieblingen überließ. Erst als er, ein sechszehnjähriger Jüngling, zum

erstenmale im Staatsrathe erschien, mit Würde seinen Platz hier behauptete, und ihr mehrmals auf das Nachdrücklichste widersprach, als er endlich bei einer öffentlichen Prozession den Vorrang vor ihr verlangte und, da er ihn nicht erhielt, sich schnell entfernte, erkannte sie seine höheren Anlagen und seinen kräftigen Geist, begann ihn zu fürchten, und beschloß seinen und seiner Familie Untergang. Peter wurde noch zur rechten Zeit gewarnt, er entfloh mit den Seinigen, nur von seiner jugendlichen Leibgarde beschützt, in das feste Kloster Troitzkoi.

Jetzt war der öffentliche Bruch geschehen, das Volk mußte nun wählen zwischen Sophia und Peter und der größere rechtliche Theil entschied sich für den Letzteren. Unter Anführung des wackeren General Gordon eilten tausende zu seinem Schutze herbei; umsonst versuchte Sophia sich mit ihm auszusöhnen; sie konnte sich nur retten, indem sie freiwillig in ein Kloster ging und hier den Schleier nahm. Peter hielt nunmehr seinen feierlichen Einzug in Moskau; er umarmte hier vor allem Volke seinen Bruder Iwan, der den Titel eines Czaren zwar beibehielt, alle Regierungsgeschäfte jedoch

in Peters Hand legte. Nach dem Tode Iwans im Jahre 1696 erlangte Peter die Alleinherrschaft. Jetzt nun hielt ihn nichts mehr zurück die lang gehegten schönen Pläne zur Vervollkommnung seines Volkes in Ausführung zu bringen. Sein Freund le Fort überraschte ihn zuerst mit einer Compagnie junger Russen nach deutscher Weise gebildet und exercirt. Peter trat auf der Stelle als Tambour in dieselbe ein, avancirte bald bis zum Officier und suchte durch sein eignes Beispiel den Russen Lust und Neigung zu dieser neuen Kriegsübung beizubringen. Das russische Heer gestaltete sich nach und nach, fremde Officiere eilten herbei, um unter Peters Fahnen zu dienen; die nach Rußland geflüchteten Hugenotten wurden dabei aufgenommen und le Fort befehligte das Ganze als erster Feldherr. Peter richtete nun seinen Blick auf die Vervollkommnung seiner Seemacht, um den Handel seines Landes dadurch zu heben und zu schützen. Er bemühete sich mit Hülfe des Holländers Karsten Brand bessere Schiffe zu bauen, strebte einen festen Platz am schwarzen Meere zu gewinnen, und eroberte nach mehrern erst mislungenen Versuchen endlich mit Hülfe

deutscher Ingenieurs die wichtige türkische Festung Asow.

Kaum hatte er mit den Türken einen Waffenstillestand geschlossen und die Zurüstungen zu einer langen Reise ins Ausland begonnen, um in den übrigen Staaten Europas die höhere Volksbildung, die er seiner Nation zu geben gedachte, selbst kennen zu lernen, als die Strelitzen, die alte Leibgarde der Czaren, denen das Eintreten fremder Officiere nicht minder verhaßt gewesen war, als sie von der Reise des Czaren eine völlige Umschaffung des alten Kriegswesens befürchteten, sich aufs neue, durch Sophia angereitzt, gegen das Leben Peters verschworen. Noch zur rechten Zeit wurde die Verschwörung verrathen und in derselben Nacht, in welcher der Czar mit seiner Familie ermordet werden sollte, trat er an der Spitze seiner Leibwache unerschrocken in die Versammlung der Verschwornen, nahm die Schuldigen mit eigner Hand gefangen und ließ sie auf das grausamste hinrichten.

Hierauf begann er seine Reise ins Ausland. Weil er aber meinte, daß der Glanz der einen Czaren umgiebt, das ruhige Beobachten der

Künste und Wissenschaften störe, und die Meister in ihren Werkstätten verschüchtere, so beschloß er diese Reise vor dem Auslande geheim zu halten und ihr nur das Ansehn einer großen Gesandtschaft zu geben, an deren Spitze der General le Fort und einige vornehme Russen standen und welcher er sich unerkannt als einen der unbedeutendsten Begleiter anschließen konnte. Für die Zeit seiner Abwesenheit vertraute er die Regierungs-Geschäfte einsichtsvollen und treuen Männern an und reiste am 7. April 1697 über Riga und Mitau nach Königsberg, wo der damals regierende Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., diese ehrenvolle Gesandschaft auf das prachtvollste empfing. Während der Audienz stand der verkleidete Czar unter den letzten des Gefolges und wurde hier übersehen; die brandenburgischen Hofleute wollten jedoch späterhin versichern, sie hätten ihn an dem hohen schlanken Wuchse und dem wunderbaren Blitz seiner Augen schon damals erkannt. Von hier begab er sich über Pommern, Berlin, Magdeburg nach Amsterdam. Hier beschäftigte ihn das Gewühl der Kaufleute, Schiffer, Soldaten, die unzähligen Werkstätten der

Künstler und Handwerker und vor allen die großen Schiffe so sehr und spannte seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde dergestalt, daß er von früh bis in die Nacht thätig war um alles genau zu besehen, zu lernen und zu behalten.

Aber auch hiermit noch immer nicht zufrieden, begab er sich mit einigen jungen Russen nach dem Dorfe Saardam, dem Bauplatz der Seeschiffe. Er stellte sich in einer kurzen rothen Frieswefte und langen weiten Beinkleidern dem Schiffbaumeister als Lehrling vor und lies sich unerkannt unter dem Namen Peter Michälow als gemeinen Zimmermann einschreiben, lebte auch mit den übrigen Zimmerleuten auf völlig gleichem Fuß, und zeichnete sich durch nichts vor ihnen aus, als durch ungewöhnlichen Fleiß und eine unersättliche Lernbegierde. Mit seiner Axt auf der Schulter war er früh der Erste bei der Arbeit und Abends der letzte im selbst gemachten Bette. Ja, als man endlich seinen Stand erfahren hatte, durfte man ihn nicht anders als seine übrigen Kameraden behandeln und ihn nur Meister Peter nennen. Den Winter brachte er in Amsterdam zu, ließ sich in der Mathematik, Natur- und Heilkunde

unterrichten und übte sich sogar selbst in chirurgischen Operationen. Von Holland ging er hierauf nach England zu König Wilhelm III. Er schlug die Wohnung im Pallast aus, und wählte ein geringes Quartier, von wo aus er bald als Officier bald als Matrose verkleidet in London unerkannt allenthalben umher streifte, damit er so die Sitten und Gebräuche der Engländer ungestört beobachten konnte. Der König von England machte ihm die Freude, ihm mit seiner Flotte, die er in zwei Theile theilte, den Anblick eines Seetreffens zu gewähren, worüber Peter so in Begeisterung gerieth, daß er ausrief.

„Wäre ich nicht Czar von Rußland, ich möchte nur englischer Admiral seyn!“

Er nahm eine große Anzahl englischer Seeleute in seine Dienste, ging hierauf mit dem Doctor Diplom der Universität Oxford versehn über Dresden nach Wien, wo er das deutsche Kriegswesen kennen zu lernen suchte und wollte eben seine Reise nach Italien fortsetzen, als die Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen ihn zur eiligen Rückkehr nach Moskau zwang. Peter glühte vor Zorn über das widerspen-

stige Volk, daß ihn schon so vielfältig gekränkt hatte, und ihn jetzt in seinen schönsten Genüssen störte. Als er bei seiner Durchreise durch Polen den König August II. besuchte und dieser ihm seine unglaubliche Stärke dadurch beweisen wollte, daß er mit einem einzigen Säbelhiebe einem polnischen Ochsen den Kopf abschlug, bat sich Peter diesen Säbel aus, indem er sagte:

„Ich will diese Kunst an Russen-Köpfen versuchen!“

Und so geschah es denn auch; er fand den Aufruhr der Strelitzen durch den treuen General Gordon zwar wieder gedämpft, allein die Bestrafung war ihm vorbehalten geblieben und so wurden denn gegen 2000 Empörer hingerichtet, wobei der Czar mit seinem eignen Säbel vielen Schuldigen die Köpfe selbst abschlug.

Vor Sophias Kloster, die auch in diese Empörung verwickelt war, wurden Galgen aufgerichtet und viele Schuldige daran aufgeknüpft. Auch seine Gemahlin Eudoxia beschuldigte Peter der Theilnahme und verwies sie in ein Kloster nach Susdal, wo sie unter dem Namen Helena den Schleier nehmen mußte.

Jetzt war Peter endlich frei, eine tiefe Ruhe herrschte in Rußland, er konnte nun ungestört walten, und widmete sich mit ausdauernder Thätigkeit den innern Angelegenheiten seines Reiches, dessen neue Schöpfung allmählig aus seinem Geiste hervortrat.

Er setzte neue Behörden ein, die das Land unter ihm verwalteten; vereinfachte die Erhebung der öffentlichen Abgaben; errichtete neue Regimenter; baute Schiffe; stiftete Schulen; legte Buchdruckereien an nnd führte fast mit Gewalt die deutsche Kleidung ein, denn er wollte seinem Volke auch die äußere rauhe Hülle abnehmen und es auch hierdurch menschlicher machen; zu dem Ende ließ er einen deutschen Proberock an jedem Thore aufhängen, und denen, die bei ihrer längeren Kleidung und ihrem langen Bärten beharrten, dieselben mit Gewalt gleich auf der Straße abschneiden. Auch den Frauen, die bisher nur wie Sklavinnen gehalten worden waren, gab er größere Rechte, verstattete ihnen den Zutritt zu Männergesellschaften, und setzte auch besonders fest, daß der Bräutigam, der früher seine Braut vor der Trauung nicht zu sehen bekam, jetzt das Mädchen selbst kennen

lernen und ehe er wählte wenigstens 6 Wochen vorher mit ihr umgehen dürfe.

Während Peter I. mit ungezügelter Kraft, aber immer vortrefflichem Willen, auf diese Weise das russische Reich beherrschte, bestieg in seinem Nachbarlande Schweden ein nicht minder ausgezeichneter Prinz den Thron.

Karl XII, der Sohn Karls XI. Königs von Schweden wurde am 27. Juni 1682. und also 10 Jahre später geboren als Peter I. Seine treffliche Mutter, eine dänische Prinzessin Ulricke Elenore, leitete seine Erziehung und wählte ausgezeichnete Männer zu seinen Lehrern. Als ihm einer derselben einst die Geschichte Alexanders des Großen vortrug, rief der Prinz:

„Dem will ich ähnlich werden!"

und auf die Bemerkung des Lehrers, daß dieser Held nur 32 Jahre gelebt, erwiederte er:

„das ist lange genug, wenn man Königreiche erobert hat!"

Er hatte erst das funfzehnte Jahr erreicht, als sein Vater starb, die Mutter hatte er vier Jahr früher verloren; nun wurde die Regierung seiner Großmutter übergeben, um sie bis zu seiner Mündigkeit zu führen. Karl schien sich

Anfangs nicht eben darum zu kümmern; er war verschlossen, und suchte wenig Umgang, noch weniger jugendliche Vergnügungen auf, so daß die fremden Gesandten sogar die ungünstigsten Urtheile über seine Fähigkeiten an ihre Höfe berichteten. Nur der schwedische Reichsrath Graf Pieper blickte tiefer in seine Seele und erkannte, daß nur der vergebliche Wunsch, der lästigen Vormundschaft überhoben zu sein und selbstständig regieren zu können, den Prinzen so gänzlich verstimme; er bewog daher die Reichsstände, den Prinzen, trotz dem Widerstreben der Großmutter, für mündig zu erklären. Die Krönung geschah am 24. Dez. 1697, wobei der junge König in seiner Ungeduld dem Weihbischof die Krone aus der Hand nahm und sie sich selbst aufs Haupt setzte. Im Anfange überließ er jedoch die Regierungsgeschäfte größtentheils seinem vertrauten Rathgeber dem Grafen Pieper und zog körperliche Uebungen, besonders die Jagd vor; als aber die benachbarten Staaten, welche Schwedens Uebergewicht im Norden längst mit Eifersucht betrachtet hatten, diesen Zeitpunkt für den günstigsten zu seiner Demüthigung hielten, als Friedrich IV. von

Dänemark, August II. von Polen und Peter I. von Rußland ein Bündniß gegen den jugendlichen König schlossen, und der erstere in das Gebiet des Herzogs von Holstein-Gottorp, des Schwagers Karls XII. feindlich einbrach, da erwachte plötzlich der kriegerische Muth des 18 jährigen Königs; er eilte an der Spitze seines Heeres dem Herzog zu Hülfe, erschien mit seiner Flotte vor Koppenhagen, sprang ungeduldig zuerst aus dem Schiffe ins Wasser und drang mit dem Degen in der Faust gegen die feindlichen Batterien vor; jubelnd folgten seine Schweden, er schlug die Feinde und zwang den König von Dänemark zu einem Frieden, welcher am 18. August 1700 zu Travendahl unterzeichnet wurde, und den Herzog von Holstein in alle seine Rechte wieder einsetzte. Karl zeigte bei dieser Unternehmung eben so viel Einsicht und Tapferkeit, als Großmuth und Uneigennützigkeit. Er hielt die strengste Mannszucht und bezahlte auch im Feindes-Lande alles, was seine Truppen bedurften. Er selbst nahm eine sehr einfache harte Lebensweise an; der Wein wurde gänzlich von seiner Tafel verbannt, grobes Brod war oft seine Speise und es geschah

nicht selten, daß er in seinen Mantel gehüllt, auf der bloßen Erde schlief. Ein blauer Rock mit kupfernen Knöpfen, große bis über die Knie reichende Stiefeln und büffellederne Handschuhe waren seine Kleidung. Täglich wurde früh und abends im Lager Betstunde gehalten, wobei alle und auch der König selbst knieend das Gebet verrichteten.

Den einen seiner Feinde hatte Karl nunmehr gedemüthiget, aber König August II. war indeß vor Riga erschienen, um es zu belagern und Peter I. mit einem großen Heere gegen Narva vorgerückt, um die Länder am Finnischen Meerbusen zu gewinnen. Peter I. wollte nemlich, nachdem er für die innere Ruhe und Ausbildung seines Volkes wichtige Schritte gethan, nun auch sein Reich vergrößern und brach gegen Schweden unter dem Vorwande los, daß er die dem russischen Reiche in früherer Zeit geraubten Provinzen Ingermannland und Karelien wieder zurückfordern müsse. Karl XII. von allen Seiten angegriffen, erschrak dennoch nicht vor seinen mächtigen Feinden; mit einem kleinen Heere von kaum 10000 Mann flog er

dem Czare entgegen der bei Narva mit 80000 Mann stand.

Vom Winde und Schneegestöber begünstigt griff er das Lager der Feinde an; zwei Pferde wurden unter ihm erschossen, ein Stiefel blieb ihm im Sumpfe stecken, aber er warf sich im bloßen Strumpfe auf ein drittes Pferd, erstürmte das Lager und vernichtete gänzlich das große feindliche Heer. Gegen 30000 Mann Russen wurden erschlagen, über 20000 gefangen. Karl behandelte sie mild und großmüthig, ließ die gemeinen Soldaten in ihre Heimath zurückkehren und behielt blos die Generale in der Gefangenschaft. Auf Seiten der Schweden waren nur 1200 Mann gefallen und 800 verwundet worden. Unter dem Donner der Kanonen zog der 18 jährige Sieger in Narva ein; sein erster Gang war in die Kirche, wo er Gott auf den Knien für seinen Sieg dankte.

Peter I. war bei dieser Schlacht selbst nicht gegenwärtig; er sagte, als er die Nachricht davon empfing:

„Die Schweden werden uns noch öfter schlagen, aber wir lernen dabei, und es wird die

Zeit wohl kommen, wo wir Sie wieder schlagen werden."

Karl wendete sich nun gegen seinen dritten Feind, August II. von Polen, der Riga verlassen und sich in Kurland ausgebreitet hatte. Er setzte über die Düna, griff die Sachsen und Polen in ihren Verschanzungen an, überwältigte sie und schlug sie ebenfalls in die Flucht. —

So stand denn nun Karl XII. als Sieger über alle seine Feinde da, der neunzehnjährige König hatte in 9 Monaten drei mächtige Gegner gedemüthiget, Schrecken verbreitete sich vor ihm, Peter und August waren bestürzt, er hätte jetzt einen sehr vortheilhaften Frieden schliessen und sich zu den geachtetsten Fürsten des Nordens machen können. Aber Kampfbegierde und eitle Ruhmsucht trieb ihn weiter, er verfolgte den König August nach Polen, beschloß ihn vom Thron zu stürzen, und einen würdigern darauf zu setzen.

August versuchte alles, ihn zu gewinnen; er sendete ihm eine Gesandtschaft entgegen, aber sie wurde nicht vorgelassen; die wegen ihrer Schönheit so berühmte Gräfin von Königsmark, die vertraute Freundin des Königs August,

wollte sich ihm zu Füßen werfen, und mit ihrer unwiderstehligen Lieblichkeit ihn zum Frieden bewegen; Allein Karl sprach sie nicht, und ließ ihr sagen:

„Er wage nicht, sie zu sehen!“

Der Krieg dauerte also fort und nachdem die Schweden einen neuen vollständigen Sieg im Jahr 1703 zu Klisto erfochten und ganz Polen besetzt hatten, wurde der Thron für erledigt erklärt, und an die Stelle August II. nach langen Streitigkeiten endlich der polnische Fürst Stanislaus Leszinsky zum König von Polen erwählt. Da man sich anfangs über die neue Königswahl nicht einigen konnte, that man Karln den Vorschlag, er solle selbst die Krone von Polen annehmen, er aber antwortete stolz:

„Ich vertheile lieber Königreiche, als daß ich sie selbst annehme!“

Als König August nach Sachsen floh, wollte ihm unter vielen andern Vornehmen, auch die Prinzessin Lubomirsky dorthin folgen. Der schwedische Oberst-Lieutenant Hagen hatte aber ihre Reise erfahren, und ihr, da sie eine große Summe an Geld und Kostbarkeiten bei sich führte, einen Hinterhalt gelegt, wodurch diese

seltene Beute auch wirklich in seine Hände gerieth. König Karl aber, der dies Abentheuer erfuhr, schrieb ihm sofort eigenhändig:

„Da ich mit Frauenzimmern keinen Krieg führe, so wird der Oberst-Lieutenant Hagen gleich nach Empfang dieses seine Gefangene in Freiheit setzen, ihr alles wiedergeben, was ihr gehört, und, wenn sie sich für ihren noch zu machenden Weg nicht genug in Sicherheit glaubt, sie bis an die Gränze von Sachsen escortiren!“

Eben so ließ er nach der Schlacht bei Klisto, wo einige 100 feindliche Officierdamen und andere Frauen in seine Hände gefallen waren, sie mit ächt ritterlicher Schonung ungekränkt durch einige Reiter-Schwadronen an die Schlesische Grenze bringen; als König August diese Artigkeit dadurch vergelten wollte, daß er dafür einen schwedischen Rittmeister frei ließ, sendete ihm Karl für diesen einen Rittmeister, 25 sächsische Officiere zurück.

König August hoffte in Sachsen sicher zu seyn, aber Karl verfolgte ihn auch hier. Er zog in großer Ordnung durch die Oberlausitz über Radeburg nach Meissen, gab der Stadt Leipzig einen Schutzbrief für die nahe Michae-

lis-Messe; besuchte das Schlachtfeld von Lützen und ließ sich hier die Stätte zeigen auf der Gustav Adolph gefallen war.

„Ich habe mich bemüht zu leben wie er! rief er aus: — Gott schenke mir einst auch einen so ruhmvollen Tod!“

Als er durch Leipzig ritt, warf sich ihm ein Landmann zu Füßen und bat um Gerechtigkeit gegen einen Grenadier, der ihm mit Gewalt sein Mittagbrod genommen hatte:

„Ist es denn wahr, fuhr der König den Soldaten an, daß du diesen Mann bestohlen? Herr, antwortete der Soldat, „„ich habe ihm bei weitem nicht so viel genommen, als Ihr seinem Könige!““ Karl gab dem Bauer ein Goldstück und sagte dem Soldaten: „Erinnere dich, mein Freund, daß, wenn ich auch dem Könige ein Königreich nahm, ich davon nichts für mich behalten habe!“

Karl schlug endlich sein Hauptquartier in Altranstädt auf, und ließ einen Theil seiner Armee nach Dresden vorrücken. Der Friede zwischen ihm und König August kam hierauf im Jahre 1707 zu stande; August mußte der Krone Polen entsagen, sich von dem Bündniß

mit Rußland trennen, und den Liefländer Patkul, welcher das Bündniß der drei Monarchen gegen Karln gestiftet, und durch seinen Rath den Krieg unterhalten hatte, ausliefern. Er ließ den letztern nachdem er ihn unter harter Behandlung Monate lang mit sich herumgeschleppt, endlich auf das allergrausamste hinrichten und folgte hier zum erstenmale einer unbegränzten Rachsucht, da er früher doch stets nur ein großmüthiges Betragen gegen seine Feinde gezeigt hatte.

Ehe Karl Deutschland verließ, bewirkte er noch beim Kaiser Joseph I. daß den Lutheranern in Schlesien volle Religions-Freiheit zugestanden wurde, und man ihnen die eingezogenen Kirchen wieder zurück gab. Dem päbstlichen Nuntius, welcher den Kaiser deshalb getadelt, soll dieser geantwortet haben:

„Er hätte nicht ohne kräftige Beweggründe also gehandelt und wäre der Pabst dem König Karl so nahe gewesen als er, so würde er vielleicht selbst Lutherisch geworden seyn!“ Als Karl auf seinem Rückmarsche Schlesien berührte, riefen ihm die lutherischen Einwohner auf den Knien ihren Dank zu.

Während nun der schwedische König seine Siege auf diese Weise verfolgte, und den König August II. gedemüthigt hatte, war sein bedeutendster Feind, der Czar Peter I. nicht weniger thätig gewesen und hatte ihm große Vortheile abgenommen. Kaum war, nach dem glänzenden Siege bei Narva, Karl mit seinem Heere nach Polen geeilt, als Peter schon wieder neue Truppen bildete, viele kühne Fremde unter seine Fahnen versammelte und Ingermannland und einen Theil von Liefland und Estland eroberte. Auf dem Pripus-See vernichtete er eine schwedische Flotte von 13 Schiffen, wobei sich der Kapitain des letzten schwedischen Schiffes aus Verzweifelung selbst mit aller seiner Mannschaft in die Luft sprengte.

Der Czar führte niemals das Ober-Kommando seines Heeres selbst, er übertrug dies stets erfahrnern Feldherrn, unter deren Befehl er sich willig stellte, zeichnete sich jedoch stets durch persönliche Tapferkeit zu Lande und zur See, vor allen aus und eroberte z. B. als Bombardier-Kapitain, mit 30 kleinen Fahrzeugen zwei große schwedische Kriegsschiffe, wofür ihn der russische Admiral Gholowin den An-

dreas-Orden umhing. — Er bezwang die Festungen Röteburg und Nienschanz, deren erster er den Namen Schlüsselburg gab und beschloß nun, was er längst sehnlich gewünscht hatte, am Ausfluß der Newa einen bequemen festen Handelsplatz für sein Reich anzulegen. Wohl war es ein unglaublich kühnes Unternehmen, da der morastige Boden daselbst erst durch aufgetragene Erde befestiget und erhöht werden mußte. Aber der Czar kannte Mittel und Kräfte dazu, denn die russischen Leibeigenen wurden auf 200 Meilen weit zusammen getrieben; sie kamen fast in Bettlerlumpen und trugen in diesen die Erde zusammen, weil es Anfangs sogar an Schubkarren und Spaten fehlte. Am ersten Pfingsttag den 27. Mai 1703 legte Peter den Grundstein zur neuen Stadt, die er Petersburg nannte, und ließ für sich einstweilen eine hölzerne Hütte erbauen, aus welcher er die Arbeiter und die ankommenden Schiffe übersehen konnte, und die noch jetzt zu seinem Andenken erhalten wird, Dem italienischen Baumeister Andrei-Tresin war die Ausführung des großen gewaltigen Baues einer neuen Festung und Stadt anvertraut; gegen 20000 Leibeigene arbeiteten Tag

und Nacht, ohne Betten, ohne Obdach; viele starben, aber sie wurden immer wieder durch neue ersetzt. Nach vier Monaten erhoben sich die bedeutenden Festungs-Werke schon aus dem sumpfigen Boden und nach zwei Jahren konnte die Stadt schon bewohnt werden, in welcher der Czar allen die sich hier ansiedeln wollten, und besonders vielen durch den Krieg verjagten Schweden, Finnen und Lievländern große Vortheile und sichere Freistatt gewährte; ja als im November 1703 das erste mit Waaren beladene holländische Schiff bis in die Mitte der neuen Stadt einfuhr, wurden Schiffsherr und Mannschaft fürstlich belohnt. So strebte denn Peter I. unablässig, alles, was er dem Feinde abgerungen, auf der Stelle zum Vortheil seines Reiches zu benutzen, und seine großen Pläne zur Veredelung desselben kräftig auszuführen; und obgleich jener ungeheure Bau, der durch die Gründung der Festung Kronstadt noch vergrößert wurde, ihn fortwährend beschäftigte, so war er doch auch in dieser Zeit nicht minder für die Eröffnung neuer Erwerbsquellen im Innern seines rauhen Landes besorgt. Er ließ Schäfer und Schaafe aus Polen kommen, um

die russische Schaafzucht zu veredeln, errichtete Leinewandmanufakturen, und Papiermühlen, verschrieb Büchsenmacher und Stückgiesser aus Deutschland, ließ die sibirischen Bergwerke anlegen, und durch einen Kanal, zum Besten des Handels, die Wolga mit dem Don verbinden.

So mit immer neuen Entwürfen umgehend, von einer großen Arbeit zur andern fortschreitend, suchte er ein wahrhaft kaiserliches Tagewerk zu erfüllen, aber sein Herz war leer; die leidenschaftliche von heissen oft rohen Empfindungen durchströmte Seele, hatte keinen Gegenstand mehr, den sie mit ganzer hingebender Liebe umfaßte. Seine Jugendfreunde le Fort und Gordon waren ihm durch den Tod geraubt worden, seine früher sehr geliebte Gemahlin Eudoxia hatte er geglaubt verstoßen zu müssen; zwar waren an die Stelle der erstern andere tüchtige Männer aus dem Staube zu den höchsten Ehrenstellen erhoben worden, von denen der Czar besonders den General Menzikow durch Vertrauen auszeichnete, dennoch aber fühlte er sich allein, und sah sich mehr gefürchtet und bewundert, als geliebt. Da gab ihm das Schicksal auf eine seltene Weise, was

er entbehrte. Bei der Besetzung von Liefland hatte er auch das feste Schloß zu Marienberg erobert und die Bewohner dieses Ortes sämmtlich als Gefangene nach Rußland führen lassen. Unter diesen befand sich eine durch ihre Schönheit vor allen ausgezeichnete junge Frau mit Namen Martha. Sie war die Tochter eines armen litthauischen Bauern, hatte in Marienburg bei dem Probste Glück gedient, und dort den schwedischen Dragoner Johann geheirathet, der jedoch wenige Tage nach der Hochzeit seinem Berufe folgen und die junge Gattin verlassen mußte. — Sie gerieth bei der Eroberung von Marienburg in die Hände des Generals Menzikow. Von ihrer Schönheit und Anmuth unwiederstehlig angezogen, nahm sie endlich der Czar zu sich, fand in ihr die liebenswürdigsten weiblichen Eigenschaften, gab sich ihr mit voller Liebe hin, und erklärte sie späterhin unter dem Namen Katharina, vor ganz Rußland zu seiner wirklichen Gemahlin und Mitherrscherin.

So stand es um Peter I., als er die Nachricht erhielt: der Friede zu Altranstädt sei

am 24. September 1706 geschlossen und Karl XII. mit einem Heere von 43000. Mann gegen ihn im Anzuge. Dieser bisher unbesiegte Held wollte nemlich mit seiner ganzen Macht nunmehr auf seinen letzten mächtigsten Feind den Czaren losgehen, war jedoch im Anfange selbst unschlüssig, wie er ihn in dem ungeheuern Reiche angreiffen solle. Bei diesem Zweifel faßte er sogar einmal den abentheuerlichen Entschluß, ihn zu einem Zweikampfe herauszufordern, der alles mit einem male entscheiden und dessen schriftlich aufgesetzte Bedingung von allen auswärtigen Mächten genehmigt werden sollte. Sein erfahrner Freund Graf Pieper brachte ihn jedoch von diesem Vorhaben zurück, und bestimmte ihn, geradezu auf die Hauptstadt Moskau loszugehen. Peter I. hielt es nicht für rathsam, den siegreichen Karl in Polen zu erwarten, der im Anfange des Jahres 1708 über die Weichsel setzte, und große Verheerungen dort anrichtete. Er zog sich zurück, und sendete sogar dem furchtbaren Schweden-Könige, den weder die unwegsamsten Gegenden, weder Flüsse noch Moräste, am siegreichen Vordringen hindern konnten, als er kaum noch 12 Tagerei-

sen von Moskau entfernt war, eine Gesandschaft entgegen, die ihm Frieden und Freundschaft anbieten sollte. Aber Karls unbeugsamer Sinn war durch das bisherige Glück verblendet, und bewog ihn zu der stolzen Antwort: „Er wolle nicht eher, als in Moskau selbst die Friedens-Unterhandlungen anknüpfen.“ Und auch das würde ihm vielleicht gelungen seyn, hätte er wie bisher seinem eignen Rathe gefolgt, aber er ließ sich zum ersten male durch die große Ueberredungsgabe des alten Mazeppa, des Hettmanns der Kosacken, der sich bei dieser Gelegenheit zum unumschränkten Fürsten der Ukräne zu machen gedachte, zu einem andern Plane verleiten. Mazeppa versprach ihm hinlänglichen Proviant für seine Truppen, und ein Hülfs-Heer von 30,000 Mann, wenn er statt gerade auf Moskau loszugehen, den Umweg durch die Ukräne wählen, und dort sich mit ihm verbünden wollte. Karl willigte ein, und obgleich alle seine treusten Rathgeber, selbst Graf Pieper ihn von diesem unseligen Unternehmen abzubringen suchten, so bestand er nur um desto hartnäckiger darauf. Mit Verwunderung sah Peter I. die Schweden ihre dro-

hende Stellung verlassen und in die öden Wälder und Steppen nach der Ukräne hinunterziehen. Die Beschwerlichkeiten dieses Marsches waren über alle Beschreibung; man fand Tage lang weder bewohnte Oerter noch Lebensmittel; die Wege waren völlig grundlos, das Wetter ein anhaltender Regen; viele Kanonen blieben in den Morästen stecken, Menschen und Vieh erlagen den Strapatzen. Karl setzte seine Hoffnung auf den General Löwenhaupt, der aus Liefland mit 15000 Mann frischer Truppen zu ihm stoßen, und Proviant und Kleidungsstücke mitbringen, und auf den Hettmann Mazeppa, der ihm 30,000 Kosacken und große Summen Geldes zuführen sollte. Allein der erste hatte sich mühsam durch das russische Heer schlagen müssen, und nur noch 6000 Mann ohne alle Bagage übrig behalten, und der letztere erschien nur mit 5000 Kosacken, ohne Geld und ohne Proviant, denn die Kosacken hatten bei der Nachricht, daß der Czar mit einem Heere im Anmarsche sey, keinen Aufstand gewagt. Man wendete sich jetzt nach Baturin, der Residenz Mazeppas, wo man den Truppen doch einige Ruhe zu gönnen gedachte; aber man fand hier

nur einen Aschenhaufen. Der russische General Menzikoff hatte vor 5 Tagen die Stadt nieder gebrannt, Mazeppas Bild an den Galgen schlagen und einen andern Hettmann an seiner Statt erwählen lassen. Jetzt trat die ungeheure Kälte des strengen Winters von 1708 und 1709 ein, das Heer war schlecht bekleidet und fast ohne Lebensmittel; über Schnee und Eis ging der mühsame Marsch; viele kamen in der Kälte um, tausende erfroren Hände und Füsse; von den beeisten Wällen der Festung Wiprek prallten die Kugeln wirkungslos zurück und die endliche Eroberung dieses Ortes mußte mit dem Leben von 1500 Schweden erkauft werden. Das ganze Heer war trotz aller Verstärkungen jetzt bis auf 28000 Mann zusammen geschmolzen. Die Noth war groß, mitten in dem rauhen Lande des Feindes; noch aber war eine sichere Rettung durch einen schnellen Rückzug nach Polen möglich. Graf Piper und selbst der alte Mazeppa beschworen den König darum, er aber wies sie hartnäckig zurück, und wollte lieber das äusserste wagen, als Furcht oder Reue zeigen. Er ging nun auf Pultawa, der Hauptstadt der Ukräne los und ließ diese

Festung belagern, obgleich sein ganzes Geschütz nur noch aus 18 Kanonen bestand.

Aber Peter I. hatte indeß ein großes Heer versammelt, dessen Vortrab immer näher heran rückte. Es wurde Verstärkung in die Festung geworfen, und das schwedische Korps, das dieß verhindern wollte, zurückgeschlagen. Täglich fielen Scharmützel vor, Karl selbst wurde bei einem derselben durch den Knöchel des linken Fußes geschossen. Endlich erschien Peter selbst mit der Haupt-Armee von 65,000 Mann; die entscheidende Schlacht war nicht mehr abzuweisen. General Rhenschöld kommandirte an des verwundeten Königs Statt die Schweden, er selbst ließ sich von zwei Pferden in einer Sänfte dabei umhertragen. Am 8. Juli 1709 wurde die berühmte Schlacht bei Pultawa geliefert, die einen noch nie besiegten Helden, der das Schrecken seiner mächtigen Feinde war, in wenigen Stunden zum ärmsten Flüchtling machte, und sein Heer, wegen seiner Tapferkeit und Ausdauer mit keinem zu vergleichen, gänzlich vernichtete. Mehr als 9000 Schweden und Kosacken blieben auf dem Wahlplatze; 16000 wurden gefangen, unter ihnen die Generale

Löwenhaupt und Rhenschöld, der Graf Piper und ein Prinz von Würtemberg; die ganze Bagage und eine Kriegskasse von 7 Millionen sächsische Thaler wurde eine Beute des Feindes.

Dem Könige war im Schlachtgewühl das Vorderpferd an seiner Sänfte erschossen worden; er ließ sich hierauf von Trabanten tragen, aber ein Schuß zerschmetterte die Stange des Tragsessels. Man half ihm auf ein Pferd, aber auch dies ward unter ihm erschossen, man brachte ihn endlich in eine Kalesche, und eilte mit ihm dem Dnieper zu. Nach fünf furchtbar langen Tagereisen durch unbewohnte Wüsteneien, in brennender Sonnenhitze, ohne alle Lebensmittel, gelangte er endlich an die Grenze des türkischen Reiches. Kaum fand er hier Zeit über den Bog zu setzen, denn die verfolgenden Kalmucken fingen von seinem Gefolge noch 500 Mann weg, die wegen Mangel an Fahrzeugen nicht schnell genug über den Fluß gelangen konnten. Mit Erstaunen jedoch ehrfurchtsvoll wurde er von dem Pascha von Bender empfangen.

Auf russischer Seite hatte General Men=

zikoff in dieser Schlacht den Oberbefehl geführt; der bescheidene Czar selbst war erst zum Generallieutenant bei der Landarmee und zum Kontre-Admiral bei der Flotte befördert worden. Er schrieb vom Schlachtfelde aus nach Petersburg:

„Unsern Feind hat Phaethons Schicksal
„getroffen, und fest ist nun endlich der
„Grundstein unserer Newa-Stadt ge-
„legt!“

Er ließ die gefangenen schwedischen Generale an seiner Tafel speisen, und als er eines Tages auf die Gesundheit seiner Lehrer in der Kriegskunst trank, und General Rhenschöld ihn fragte: Wer sich eines solchen Titels erfreuen dürfe? antwortete der Czar:

„Sie meine Herren! denn Sie sind meine Lehrer!“

„In diesem Falle sind Ew. Majestät aber sehr undankbar, entgegnete Rhenschöld, daß Sie Ihre Lehrer so übel behandelt haben!“

Peter ließ hierauf den gefangenen Generalen ihre Degen sogleich zurückgeben, und behandelte sie fortan mit großer Achtung.

Aber den übrigen schwedischen Gefangenen,

die sich ihm unter der Bedingung der freien Rückkehr in ihr Vaterland ergeben hatten, hielt er nicht Wort. Keiner sah Schweden wieder, sie wurden in Rußland zerstreut, und viele starben in den sibirischen Bergwerken, oder als Bettler auf den Landstraßen.

Statt daß Karl XII. nun über Ungarn und Deutschland in seine verlassenen Staaten zurückgekehrt wäre, schlug er ein Lager in der Nähe von Bender auf und suchte den Sultan Achmed III. zu einem Trutzbündniß gegen den Czar von Rußland zu bewegen, denn nicht als ein besiegter König, sondern an der Spitze eines türkischen Heeres wollte er sich der Welt aufs neue zeigen. Der edelmüthige Sultan überhäufte seinen unglücklichen Gast mit Geschenken; er ließ ihm täglich 500 Thlr. und reichliche Lebensmittel gewähren, obgleich die um den König versammelten Schweden und Polen nach und nach die Zahl von 1800 Personen erreicht hatten, aber über den vorgeschlagenen Krieg mit Rußland ließ er ihn lange Zeit völlig in Ungewißheit. Karl wollte vor Ungeduld vergehen, denn er vernahm wohl wie seine Feinde diese Zeit benutzten.

Peter I. hatte neue Bündnisse mit August II. von Sachsen, und König Friedrich I. von Preussen, und Handelsverträge mit Frankreich, Italien und den Hansestädten geschlossen, auch den Erstern, nachdem der Friede von Altranstädt für null und nichtig erklärt worden war, wieder mit Gewalt der Waffen auf den Thron von Polen gesetzt; er hatte ganz Liefland und Karalien erobert, und nach dem aufblühenden nunmehr völlig gesicherten Petersburg seine Residenz verlegt. Friedrich I. von Preussen hatte Schwedisch Pommern besetzt.

Auch von Seiten Dänemarks war wieder eine Kriegserklärung erschienen, und die dänische Armee bereits in Schonen gelandet. Karls Ungeduld stieg auf das Höchste, länger nun als ein Jahr waren seine Aufforderungen an den Sultan, zum gemeinschaftlichen Kriege gegen Rußland, ohne Antwort geblieben. Sein Geschäftsträger in Konstantinopel der polnische Graf Poniatowsky, wußte jedoch durch unglaubliche List und Bestechungen selbst bis zur Sultaninn Mutter zu dringen, zwei Großveziere, die Karls Absichten entgegen waren, zu entfernen, und im November 1710 den Sultan

endlich zur Kriegs-Erklärung gegen Rußland zu bewegen. Der Feldzug wurde eröffnet. Das türkische Heer befehligte der Großvezier Baltadschi Mehemet, das russische, bei welchem der Czar mit seiner jungen Gemahlin Katharina selbst zugegen war, führte General Scheremetew an. Bis an den Pruth waren die Russen unter großen Mühseligkeiten vorgedrungen und standen dem Lager der Türken nun gegenüber. Aber die mit ihnen verbündeten Fürsten der Moldau und Walachei sendeten ihnen aus Furcht vor den Türken weder die verheißne Hülfe, noch die nöthigsten Lebens-Mittel. Die Noth stieg auf das Höchste, die Feinde drangen mit großer Uebermacht heran, und umzüngelten gänzlich das russische Heer. Der Untergang schien unvermeidlich, und als Peter nur Gefangenschaft, oder Tod vor sich sah, schrieb er an den Senat nach Moskau:

„Wenn meine Person in die Gewalt des Feindes fällt, so sollt ihr mich nicht mehr für den Czar, euern Herrn, erkennen, und nichts von dem erfüllen, was vielleicht aus meiner Gefangenschaft von mir an Euch gelangen möchte. Sollte ich aber umkommen, so mögt

ihr den Würdigsten unter Euch zu meinem Nachfolger wählen!“

Aus dieser großen Gefahr rettete ihn die treue entschloßne Katharina. Sie sendete in Geheim ein Schreiben mit Friedensvorschlägen an den Groß-Vezier, und legte eine große Summe Geldes nebst ihrem ganzen kostbaren Schmucke als ein Geschenk für ihn bei. Hierdurch bewirkte sie für den Augenblick einen Waffenstillstand, dem bald der wirkliche Friedens-Abschluß folgte, nach welchem Peter die Festung Asow wieder herausgeben, seine Befestigungen an der türkischen Grenze niederreissen, und den Sultan wegen seiner „irregulären Aufführung“ um Verzeihung bitten mußte.

Als Karl XII. von der bedrängten Lage, in welcher der Czar sich befand, die ersten Nachrichten erhielt, eilte er herbei, um triumphirend den gefangenen Feind zu sehen. Er gerieth aber in die höchste Wuth, als er statt dessen von dem Frieden hörte und ließ nichts unversucht, den Groß-Vezier zum neuen Bruche zu bewegen. Der türkische Feldherr antwortete ihm aber ruhig:

„Wer soll das russische Land regieren,
wenn ich den Czar gefangen nehme?"

Karl kehrte auf das tiefste verstimmt und erbittert nach Bender zurück, und baute sein sogenanntes Lager hier nur noch fester, indem er sogar Häuser darin errichten ließ. Aufs neue versuchte er den Sultan zum Kriege gegen Rußland zu bewegen; es gelang nicht und er mußte die Kränkung erleben, daß statt dessen ein Freundschafts-Vertrag zwischen Rußland und der Türkei geschlossen wurde, wornach, als einer der ersten Bedingungen, Karl selbst mit Gewalt aus dem türkischen Reiche entfernt werden sollte. Nur die Großmuth und Gastlichkeit Achmed III. duldete ihn noch länger, denn gerade jetzt wollte Karl zum Trotze jener Bedingung nicht weichen. Endlich da man ihm nach und nach den freien Unterhalt entzog, erklärte er, daß er gehen werde, wenn man ihm zur Bezahlung seiner Schulden eine halbe Million Thaler leihen wollte. Der großmüthige Sultan schenkte ihm eine noch größere Summe, Karl nahm sie, machte aber immer noch keine Anstalt zur Abreise und verlangte vielmehr ein noch höheres Reisegeld. So hatte ein frühe-

res übergroßes Glück, das sich plötzlich in Misgeschick umwandelte, Karls sonst edelmüthigen Charakter jetzt zur höchsten Undankbarkeit, und seine männliche Beharrlichkeit jetzt zur eigensinnigen Bosheit umgeschaffen. Aber des Sultans Langmuth, die den beschwerlichen Gast 3½ Jahr geduldet hatte, war jetzt endlich erschöpft, er befragte seinen Divan, und erhielt die Antwort, daß er es seinem Reiche schuldig sey, den lästigen Fremdling selbst mit Gewalt aus demselben zu vertreiben. Der Pascha von Bender erhielt die nöthigen Befehle. Noch einmal versuchte dieser gütliche Unterhandlungen, aber sie wurden von Karln mit Verachtung zurückgewiesen. Jetzt hörten alle Natural-Lieferungen gänzlich auf, er wurde mit einem türkischen Heere eingeschlossen, die Polen und Kosacken aus seiner Begleitung verließen ihn, und er behielt endlich nur noch ein Gefolge von 300 Schweden um sich. Da der Mangel an Lebensmitteln größer wurde, befahl er seine schönen arabischen Pferde, ein Geschenk des Sultans, zu erschießen, ließ sein Lager verschanzen, und machte sich zur Gegenwehr bereit. Noch einmal versuchte der Englische-

und Holsteinische Gesandte ihn zum Nachgeben zu bewegen, jedoch ohne Erfolg; noch einmal bat man in Konstantinopel um Verhaltungsbefehle: der rückkehrende Befehl lautete auf Leben oder Tod! Man hinterbrachte ihm dieß, seine Generale und Geistlichen fielen ihm beschwörend zu Füßen, er wies ihnen aber kalt ihre Posten an, die sie vertheidigen sollten.

Jetzt begann der Kampf; von Seiten der Türken mit der höchsten Schonung, von Seiten Karls mit der größten Erbitterung. Sein kleines Lager wurde erstürmt, er warf sich in sein Haus, es bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Als dieß aber in Brand gerieth und er sich mit 50 Mann nach einem andern Hause durchschlagen wollte, verwickelte er sich mit seinem Sporn, fiel und wurde gefangen. Man brachte ihn nach Demotika und wies dem Gefangenen hier aufs neue Natural-Verpflegung an; er selbst gab sich für krank aus und kam 10 Monate lang nicht aus dem Zimmer, denn bei der Erstürmung seines Lagers hatte er alle seine bessere Habseligkeiten verlohren, und wollte nun von Niemandem in einer unköniglichen Dürftigkeit gesehen werden. So ver-

zehrte sich wahrer Heldenmuth und seltene Regentenkraft, aus Mangel an einem würdigen Gegenstande dergestalt in kindischem Eigensinn, daß Karl die Pflichten eines Königs, ja daß er sein Vaterland selbst ganz vergessen zu haben schien, obschon es eben jetzt seiner Gegenwart mehr als je bedurft hätte. —

Der schwedische Reichsrath konnte die Noth des Landes nicht länger ruhig mit ansehen und die Verantwortlichkeit nicht ferner auf sich laden, er nahm daher endlich darauf Bedacht, den leeren Thron wieder zu besetzen, und forderte die Schwester Karls XII. Ulricke Eleonore zur Thronfolge auf. Da diese Prinzessinn zuvor aber nach der Türkei schickte und den Bruder deshalb befragen ließ, sendete er dem Reichsrathe einen seiner großen Stiefeln, mt dem Befehl zu, diesen einstweilen statt seiner bei vorkommenden Zweifel zu befragen. Die Bothschaft seiner Schwester weckte ihn jedoch aus seiner langen Erstarrung, so daß er sich wirklich zur Abreise entschloß, nur sollte der Abzug mit königlicher Pracht gehalten, und eine glänzende Abschiedsgesandschaft vorher nach Konstantinopel geschickt werden, wozu große

Summen unter den drückendsten Bedingungen aufgeborgt wurden. Der Sultan, erfreut seinen lästigen Gast endlich los zu werden, machte ihm ein reiches goldgesticktes Zelt, Säbel und Dolche mit diamantenen Griffen, 8 arabische Pferde mit silbernem Geschirre und Steigbügeln, und 60 Wagen mit allerlei Mundvorrath zum Geschenk, und ließ ihn von einem zahlreichen türkischen Ehren-Gefolge begleiten; der König ertrug jedoch nur wenig Tage die Langsamkeit dieses stattlichen Zuges, er selbst setzte sich bald zu Pferde und legte, nur von dem General Düring begleitet, einen Weg von 280 deutschen Meilen über Ofen, Wien, Nürnberg, Würzburg, Cassel, Braunschweig, Güstrow bis Stralsund in 14 Tagen zurück. Trotz des großen Bartes, der schwarzen Perücke und des braunen Reiserockes, erkannte man dennoch den König sogleich, als er in der Nacht am 22. November in Stralsund anlangte, man mußte ihm die Stiefeln von den Füssen schneiden, und nach 16 Tagen legte er sich zum erstenmale wieder in ein Bett. Als er seiner frommen Sitte gemäß am andern Morgen die Kirche besuchte, war die Freude des Volkes unbeschreib-

lich und der König ward von der unverstellten großen Liebe seiner Unterthanen, die er so lange entbehrt hatte, so tief ergriffen, daß er zum Beweiß seines Wohlwollens die vornehmsten Rathsherrn in den Adelstand erhob und der Stadt auf 10 Jahre sämmtliche Abgaben erließ.

Peter I. hatte dagegen, nach dem Frieden mit der Pforte, auf den innern Zustand seines Reiches aufs neue einen prüfenden Blick gerichtet, und da ihm die Bedrückungen der Vornehmen gegen die niedere Volks-Klasse nicht entgangen waren, eine Kommission ernannt, die alle diese Beschwerden untersuchen sollte. Es wurde ein strenges Gericht gehalten, eine Menge Staatsbeamte vom ersten bis letzten Rang mußten nach Sibirien wandern und scharfe Gesetze gegen künftige Bedrückungen ergingen im Lande. Das verödete Ingermannland wurde durch neue zum Theil mit Gewalt dorthin versetzte Kolonien bevölkert, und Petersburg immer mehr vergrößert und verschönert. Jetzt nun war Karl XII. wieder in Stralsund angelangt, jedoch nicht, wie man erwartete, um endlich Frieden zu schließen, und seinem erschöpften

trauernden Lande Ruhe zu gönnen, nein, nur um mit allen seinen mächtigen Feinden, zu denen nun auch England getreten war, einen neuen unseligen Kampf zu beginnen. Aber der Sieg war nicht mehr sein Gefährte; die Preussen, Sachsen und Dänen eroberten unter Anführung des Fürsten Leopold von Dessau die Inseln Rügen, und Usedom; auch Stralsund wurde eingeschlossen und hart belagert. Als der König hier eines Tages einen Brief nach Schweden diktirte, fiel eine Bombe auf das Haus, in welchem er sich befand, zersprang im Nebenzimmer und zerschlug dort die Hälfte des Fußbodens, wobei jedoch das Königs-Kabinet unversehrt blieb. Bei dem Krachen der Bombe fiel dem erschrockenen Sekretair die Feder aus der Hand; der König aber sagte ruhig: was hat die Bombe mit dem Briefe zu schaffen, den ich dir diktire? — Schreib weiter! —

Endlich am 23. Decbr. 1715 mußte Stralsund übergeben werden, und der König nach Schweden weichen. Den Winter brachte er hierauf zu Lund in Schonen mit gewissenhafter Durchsicht aller in seiner Abwesenheit eingegangenen Kanzellei-Papiere, und in der Unter-

haltung, mit den dortigen Professoren über wissenschaftliche Gegenstände zu, entwarf auch wohl erfreuliche Pläne für die Vervollkommnung und Bereicherung seines Landes. Aber mit dem Anfange des neuen Jahres, im strengsten Winter, brach er dennoch mit dem mühsam zusammen gebrachten Heere wieder los, und richtete seinen Marsch gegen Dänemark. Sein kluger thätiger Minister Graf Görz suchte Rußland zwar zu versöhnen, um mit ungetheiltern Kräften auf die übrigen Feinde losgehen zu können, es gelang ihm auch mit Peter I. einige günstige Unterredungen zu haben, aber Karl XII. fehlte die Geduld, er hatte zu lange in der Türkei in Unthätigkeit gelebt, sehnte sich nach Kampf und Sieg und drang vorwärts und in Norwegen ein.

Nach der Einnahme von Stralsund, und nachdem eine vom Czar beabsichtigte Landung auf Schonen unterblieben war, ließ Peter mit seinen Truppen Mecklenburg besetzen, und unternahm in Begleitung seiner Gemahlin noch einmal eine Reise in fremde Länder, durch Deutschland nach Holland und Frankreich. Mit der größten Wißbegierde besuchte er hier abermals die Werkstätte der Handwerker und Künst-

ler, und die Hörsäle der Schulen und Universitäten, unterredete sich auch in Torgau mit dem großen Philosophen Leibnitz; denn lernen wollte er überall und das Erlernte in seinem Reiche selbst weiter verbreiten. Als man ihm in Paris unter andern auch das Grabmal des Cardinals Richelieu, des Ministers Heinrichs IV. zeigte, rief er aus:

„Warum wurdest Du nicht zu meiner Zeit geboren? Großer Mann! ich gäbe Dir gern die Hälfte meines Reiches, um von Dir die andere beherrschen zu lernen!“

Nachdem er mit den fremden Mächten neue Handelstractate abgeschlossen, kehrte er nach 4 Monaten in sein Reich zurück. Hier aber fand er leider wiederum Ursache genug zu harten Strafgerichten, denn neue Beschwerden über Unterschleife und Bedrückungen des Volkes wurden ihm vorgelegt. Er ließ den Gouverneur von Archangel, Fürst Wolkonsky erschießen, und die übrigen Anklagen durch militairische Tribunale untersuchen und richten, verschonte auch hierbei seinen Liebling Menzikow nicht, den er sogar mit dem Stocke selbst züchtigte. Dann eilte er nach Moskau, um

hier gegen seinen eignen Sohn eine traurige wichtige Untersuchung zu führen. Alexis, geboren 1695, der Sohn von Peters erster Gemahlin Eudoxia, war von seiner tief gekränkten Mutter in der Anhänglichkeit an die alten Volkssitten, und in der Verachtung alles Fremden, Neuen und Bessern erzogen worden. Er äußerte laut seinen Unwillen gegen des Vaters neue Einrichtungen, und stellte sich ihm auf das feindlichste gegenüber. Die Gemahlin, welche ihm Peter gegeben, die liebenswürdige Prinzessin Charlotte von Braunschweig, mishandelte er auf die roheste Weise, und entfloh endlich aus Furcht vor dem Vater, der in ihm den künftigen Zerstöhrer seiner schönsten Schöpfungen sah, ihn deshalb zur Thronentsagung zwingen wollte, ja selbst schon sein Leben bedroht hatte. Aber der erzürnte Vater wußte seine Auslieferung von Neapel zu erlangen; er wurde verhaftet, entsagte zwar feierlich dem Throne, konnte aber auch von dem Verdacht der Theilnahme an einer Verschwörung gegen den Czar sich nicht völlig reinigen, und wurde hierauf durch das Gutachten der russischen Stände zum Tode verurtheilt. Er

starb im Gefängnisse, wie man sagt, an den Folgen des Schreckes über jenes Urtheil und alle in seinen Prozeß verwickelte Personen wurden hingerichtet. Der Czar aber hatte kaum diesen Schmerz überwunden, als er wieder ruhig fortfuhr, durch die Errichtung neuer Regierungs-Collegien und Gesetz-Commissionen eine noch festere Rechtspflege zu begründen, und durch Begünstigung des Handels und die Verschönerung der Residenz Petersburg seinem Reiche immermehr Wohlhabenheit und Glanz zu verschaffen. Er wünschte jetzt den Frieden, wies auch die von dem Schwedischen Minister Grafen Görz zur Aussöhnung versuchten Schritte nicht zurück, und war sogar geneigt, in sofern ihm Karl XII. die eroberten Provinzen überlassen wollte, ihn in seinem Unternehmen gegen Norwegen zu unterstützen. Allein Ungeduld und Kampfbegier ließ den Schwedenkönig keine ruhigen Unterhandlungen abwarten, er theilte sein 27000 Mann starkes Heer in zwei Haufen, und drang so in Norwegen vor. Der Zug über die nordischen Gebirge warf ihm unerhörte, ja fast beispiellose Beschwerlichkeiten in den Weg. Auf den steilen engen Gebirgs-

pfaden mußten Kanonen und Ladetten von den Soldaten auf den Schultern getragen werden; mit Reisbündeln füllte man die Sümpfe aus, durch die man gehen wollte; um Brodt zu erhalten, mußte das Getraide erst abgemäht, auf dem Felde ausgedroschen und geröstet werden; die beständige Nässe und Kälte erzeugte schwere Krankheiten. Der eine Theil der Armee unter General Armfeld erreichte endlich die Festung Drontheim, sie war jedoch ringsum mit Wasser umgeben, selbst eine Belagerung war nicht möglich. Es blieb nichts übrig, man mußte umkehren; aber der Winter war eben mit ganzer Strenge eingetreten, der Rückweg führte über acht Meilen lange Eisgebürge, die zu dieser Jahreszeit noch nie ein menschlicher Fuß betreten hatte.

Abgemattet bis auf den Tod, ohne Nahrung und Obdach, unter furchtbarem Sturm und Schneegestöber, kletterten die unglücklichen Schweden auf ungebahnten Eiswegen und zogen ihr Geschütz mühsam hinter sich her. In dieser entsetzlichen Noth ließen sie endlich einige Dänische Gefangene los, um durch sie den Commandanten zu Drontheim von ihrer Lage

unterrichten zu lassen. Der Commandant zögerte auch keinen Augenblick, es lag ihm weniger daran, den Feind vernichtet, als Menschen aus dem tiefsten Elende errettet zu sehen; er sendete auf der Stelle 300 Schlittschuhläuffer mit 150 Schlitten dem unglücklichen Feinde zu Hülfe; allein es war zu spät, ganze Regimenter lagen bereits erstarrt, ganze Haufen im Schnee verschüttet, unzählige waren von den eisigen Klippen herabgestürzt und von den 10,000 Schweden, welche General Armfelds Armee gebildet hatten, sahen kaum 500 ihr Vaterland wieder.

Der andere Theil des Schwedischen Heeres, welchen Karl XII. selbst anführte, war bis Friedrichshall vorgedrungen. Die Festung sollte belagert werden, am 4. Decbr. 1718 ließ der König die Laufgräben eröffnen; am 9. eroberte er mit dem Degen in der Hand selbst eine Hauptschanze; er ließ Tag und Nacht an den Gräben arbeiten, und war selbst am 11. Decbr. einem Sonntage, nachdem er die Vor- und Nachmittagspredigten in einem nahen Städtchen angehört hatte, noch spät Abends, trotz der schneidenden Nachtluft in die Ver-

schanzungen hinausgegangen, um selbst zu sehen, wie weit man vorgerückt sei. Hier aber fanden ihn seine Officiere, als sie ihn nach 10 Uhr aufsuchten, rückwärts gegen die Brustwehr gelehnt und todt. Eine Kugel hatte seinen Kopf getroffen, die Hand hielt er wie zur Gegenwehr krampfhaft am Degen. Man schoß zwar aus der Festung, woher aber eigentlich diese Kugel gekommen, die ihm durch beide Schläfe gegangen, ob von Feindes oder Freundes Hand, ist unerklärt geblieben.

Als Peter I. den Tod Karls XII. erfuhr, rief er bewegt aus: „Ach, Karl, mein Bruder, wie jammerst Du mich!“ denn er achtete wahrhaft die großen Eigenschaften dieses Fürsten. Aber ein noch viel tieferer Schmerz erfaßte seine Seele, als ihm zu dieser Zeit auch sein Waffengefährte General Scheremetew, und sein Thronerbe, den ihm seine geliebte Gemahlin Katharina geboren hatte, starb. Drei Tage und drei Nächte blieb er ohne Speise und Trank; man fürchtete für sein Leben. Da forderte ihn endlich Fürst Dolgoruki an der Spitze des Senates auf, sich zu ermannen. Peter erwachte auch aus seinem Grame, er erfaßte

das Scepter wieder und errichtete nun die heilige Synode, die erste geistliche Behörde seines Landes. Aber er wollte nach den langen Kriegen nun endlich auch Frieden haben, sich im festen Besitz seiner Eroberungen sehen, und da die Schwedische Regierung sich nach Karls XII. Tode mit ihren übrigen Feinden früher ausgeglichen, die Friedensunterhandlungen mit Rußland aber immer noch verschoben hatte, so beschloß der aufgebrachte Czar, sie durch ein furchtbares Mittel zum Frieden zu zwingen, indem er an den Küsten Schwedens einen beispiellosen Verwüstungskrieg führen ließ. 13 Städte, 361 Dörfer, 141 adelige Güter, 43 Mühlen, 14 Eisenwerke, mehrere Kupfergruben und meilenweite schöne Waldungen wurden unter der rohsten Behandlung der dortigen Bewohner in Asche gelegt, bis denn endlich in dem Frieden zu Nystadt am 10. Septbr. 1721 die schwedischen Provinzen Liefland, Esthland, Ingermannland u. s. w. für immer an Rußland abgetreten wurden. Peter war über diesen vortheilhaften lang ersehnten Frieden so innig erfreut, daß er ihn durch Handlungen des Wohlthuns zu verherrlichen beschloß; er erließ des-

halb allen Unterthanen ihre rückständigen Abgaben, schenkte allen Schuldnern die Freiheit und begnadigte selbst die Verbrecher, mit Ausnahme der vorsetzlichen Mörder. Der Senat und die heilige Synode bat ihn hierauf im Namen des Volkes:

„Ihn künftighin Kaiser von Rußland,
„Vater des Vaterlandes, und Peter
„den Großen nennen zu dürfen!“

Als bei dieser Siegesfeier die fremden Gesandten dem Kaiser ihren Glückwunsch darbrachten, erblickte er unter ihnen auch den Geheimen-Rath v. Bastewitz, Minister des Herzogs von Holstein Gottorp, welchem letztern Peter früherhin, weil er der Sohn der ältesten Schwester Karls XII. war, die Thronfolge in Schweden zugesichert, ihn aber bei dem jetzigen Friedensabschluß gänzlich vergessen hatte. Der Kaiser wendete sich mit der Erklärung an Bastewitz: daß es ihm diesmal nicht möglich gewesen sey, für den Herzog von Holstein zu thun, was er gewünscht hätte, er hoffe aber, es werde sich einmal eine bessere Gelegenheit dazu finden. Mit einer wahrhaft männlichen Freimüthigkeit erwiederte der Minister:

„Ich wünsche diesem neuen Verspre-
„chen mehr Festigkeit, als dem vori-
„gen! Was mich betrifft, so möchte
„ich vor Gram sterben, daß ich so
„einfältig war zu glauben, es gebe ei-
„nen Sterblichen der sein Wort halte,
„und daß ich einen Sprößling der Wa-
„sane nach Rußland führte, um hier
„der Politik zum Spielball zu dienen!"

Alle Anwesenden erblaßten bei dieser küh-
nen Rede, und zitterten für Bastewitz; aber
Peter sagte ungewöhnlich sanft zu den umste-
henden:

„Man muß mit dem Uebermaaß seines
„redlichen Eiferns Nachsicht haben.
„Ich wollte, daß mir viele mit solchem
„Eifer dienten!"

Er reichte dem Minister von Bastewitz
hierauf ein großes Deckelglas, und indem er
mit ihm auf die Gesundheit seines Herrn trank,
sagte er:

„Ihr sollt sehen, daß Ihr nicht Ur-
„sach habt zu bereuen, daß Ihr Eu-
„ren Herrn nach Rußland geführt
„habt!"

Und er hielt auch Wort, denn er verschaffte dem Herzog nicht allein ein bedeutendes Jahrgeld aus Schweden, sondern er gab ihm späterhin auch seine eigne Tochter zur Gemahlin.

Hierauf erließ Peter der Große das Gesetz: „daß es jedem Beherrscher Rußlands frei stehen „solle, sich seinen Thronfolger jedesmal selbst „wählen zu dürfen!“ und setzte, da er keinen Sohn mehr hatte, seiner geliebten Gemahlin Katharina die Krone selbst aufs Haupt, damit sie dieselbe künftig mit seiner Tochter, eben jener Herzogin von Holstein, theilen möge. Er hatte bei diesem Gesetze den edlen Zweck, seinem Rußland dadurch eine Reihe tüchtiger Regenten sichern zu wollen, daß er die Thronfolge nicht dem Zufall der Geburt, sondern der Einsicht und Wahl des sterbenden Monarchen anheimstellte. Peter der Große versuchte, zur Sicherstellung des Russischen Handels auf dem Kaspischen Meere, hierauf noch einen Zug nach Persien, erlangte auch hier einige Vortheile, und führte, als er von dort zurückgekehrt war, noch manche treffliche Einrichtungen in seinem weiten Reiche aus, wie z. B. die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften nach dem

Rathe des großen Leibnitz; die Arbeiten einer Gesetz-Commission; die Verbesserung des Mönchswesens; die Sicherstellung der niederen Volksklasse gegen die Bedrückung der höheren u. s. w. aber er fühlte längst schon die Abnahme seiner Kräfte, durch die heftigen Schmerzen eines Unterleibsübels. Die Aerzte vermochten wenig über ihn, er verschwieg ihnen theils seinen Zustand, theils war seine Lebensweise, besonders die Lust an starken Getränken, seiner Genesung hinderlich. Eine Erkältung, die er sich zuzog, als er bei Lachta ins Wasser sprang, um ein gestrandetes Boot selbst wieder flott machen zu helfen, verschlimmerte sein Uebel, er starb unter großen Schmerzen in den Armen seiner Gemahlin am 8. Februar 1725.

So liegen nun, meine lieben Leser, die Lebensbilder beider Fürsten vor Euch. Ihr werdet leicht zu einem richtigen Urtheile über sie gelangen, wenn ihr die Verhältnisse, unter denen sie die Regierung antraten, mit dem Zustande ihrer Reiche bei ihrem Tode vergleicht.

Karl XII. ward von seinem treuen, innigergebenen Volke noch vor seiner Volljährigkeit

mit Liebe auf den Thron gesetzt, auf welchem eine Reihe großer Vorfahren ihm eine glänzende Regentenbahn vorgezeichnet hatten. Das Reich war bedeutend an Umfang wie an innerer Kraft, der Schwedische Name geachtet und gefürchtet, das Heer mächtig und sieggewohnt, das Volk zu mannigfacher Bildung schon herangereift. Zwar versuchten eifersüchtige Nachbarstaaten die Kraft des jugendlichen Königs, er bestand aber ruhmvoll mit ihnen den Kampf, ward die Bewunderung ganz Europas, und sein erfreutes Land glaubte sich mehr als je zu den Hoffnungen auf einen langen glücklichen Frieden berechtigt. Als er aber endlich nach 21 jähriger Regierung, in welcher er 18 Jahre lang die blutigsten Kriege geführt, im Felde seinen Tod fand, wie sah es da um Schweden aus? — Das Land war verarmt, das Heer größtentheils vernichtet; die schönsten Provinzen hatten die Feinde wieder abgerissen; von keinem der großen Pläne, mit denen er sich brüstete, war irgend einer erfüllt. Seine seltenen Regententugenden, Festigkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeitsliebe, Großmuth, Frömmigkeit, gingen unter in thörigter Ruhmsucht und verwerflichem

Eigensinn. Ihr fragt umsonst nach irgend einem Denkmale, das dieser selten begabte Fürst sich selbst in seinem Lande gestiftet. — Schweden verschwand bei seinem Tode aus dem Reiche bedeutender Staaten.

Der berühmte französische Schriftsteller Montesquieu sagt von ihm:

> „Karl XII. war nicht, was er zu sein „wünschte, Alexander der Große, „aber er wäre der beste Soldat desselben gewesen. Weder die Natur „noch das Glück waren gegen ihn, „sondern nur immer er selbst. Das „Mögliche hatte nichts reitzendes für „ihn, er suchte nur Erfolge, die au„ßerhalb des Wahrscheinlichen lagen!“

Peter I. bestieg den Thron von Verschwörungen und Todesgefahren umgeben. Er fand ein rauhes, undankbares Land, ein rohes jeder Verbesserung sich widersetzendes Volk. Auch in ihm selbst walteten ungezügelte Leidenschaften, und veranlaßten oft rohe Ausbrüche sowohl der Freude als des Zornes, aber sie erstickten nicht die Keime der größten Regenten-

tugenden. Er erkannte was Noth war, stellte sich selbst als Schüler in die Werkstätten fremder Nationen, um der seinigen dann als Meister vorstehen zu können, und sie an seinem eignen Beispiele heraufzubilden. Die Kriege, die er führte, beabsichtigten nicht seinen eignen Ruhm, sondern immer nur die Wohlfahrt seines Reiches. Das Volk zitterte vor seinem Zorn und seiner grausamen Gerechtigkeit, aber es nannte ihn dennoch mit Liebe den Vater des Vaterlandes, den großen Kaiser. — Und fragt Ihr nun nach dem Erfolg seiner fast 40jährigen Regierung? — Wie groß ist die Summe, wie ganz anders hat er sein Reich verlassen, als er es fand. Die Erbauung Petersburgs, einer der größten prächtigsten Städte Europas, die treflichsten Einrichtungen in der Staatsverwaltung und Rechtspflege, die Gründung von Schulen und anderen für Kunst und Wissenschaft förderlichen Instituten, wodurch er die höhere Bildung seines Volkes zu erlangen suchte, die Errichtung einer großen Land- und Seemacht, die Ausbreitung eines blühenden Handels u. s. w., das waren seine Werke und werden sein großes unvergängliches Denkmal bleiben.

Herder sagt von ihm:

„Wenn ein Monarch den Namen des
„Großen verdient, so ist es Peter I.
„Er war Selbsteinrichter und Haus-
„halter seines Reiches, ein allenthal-
„ben umherwirkender Genius, der hier
„anordnete, schuf und lenkte, dort an-
„regte, lohnte und strafte, überall aus
„unermüdlichem Triebe Er selbst,
„nie durch ihn ein anderer. Dieser
„Trieb, diese Genius-Kraft zeigte sich
„in seiner kleinsten und größten Unter-
„nehmung, verbunden mit Klugheit,
„Entschlossenheit und auch im wilden
„Zorne mit einer bald rückkehrenden
„Billigkeit und Menschengüte!"

Ernst v. Houwald.


H Ramberg del
F. Fleischmann sc.



Auf dem Gymnasium zu Saalheim befanden sich Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, um hier ihre Bildung für das künftige Leben zu empfangen. Sowohl die Söhne vornehmer und reicher, als auch armer unbedeutender Eltern saßen hier in einem Zimmer, auf einer Bank beisammen, wenn der Lehrer sie unterrichtete und den Reichthum der Wissenschaften gleichmäßig unter ihnen vertheilte, ja es geschah gar oft, daß Verstand und Fleiß den Sohn geringer Eltern weit über den Grafen und Fürsten stellte, und den jungen Leuten hier eine Welt zeigte, in welcher nicht Reichthum und Geburt, sondern der Verstand, das Herz und der Wille den Rang anwies. Hier nun wurden auch Freundschaften geschlossen, die alle äusseren Verhältnisse unberücksichtigt liessen, und nur in inniger Uebereinstimmung der Herzen ihren Grund fanden.

Zu den Zöglingen dieser Anstalt gehörte auch Kaspar Weit, der Sohn eines Maurermeisters aus einem benachbarten Städtchen. Sein Vater wollte ihn erst einen guten Grund an Schulkenntnissen legen lassen, bevor er ihn in seiner Profession unterrichte, wozu der Bruder des Vaters, der Thorschreiber in Saalheim, gerathen hatte.

„Denn, sagte dieser, in der Chronik der Stadt Saalheim steht geschrieben, daß einst ein Maurermeister mit Namen Kaspar Weit die gewaltigen Mauern und großen Thore der Stadt erbaut habe. So etwas wärest Du zwar nicht im Stande, mein lieber Bruder, denn die Meister, die Dich lesen, schreiben, und die Maurerkelle führen gelehrt, wußten selbst nicht viel; aber Dein Junge soll wieder nach dem alten Kaspar schlagen; deshalb gieb ihn hierher auf die Schule, damit er hier mehr lerne, als Du, und den Bau seines Vorfahren fortwährend vor Augen habe, als eine künftige Anmahnung einst etwas ähnliches zu leisten!“

Der alte Thorschreiber hatte unter dem großen Könige Friedrich II. als Wachtmeister gedient, den 7 jährigen Krieg mitgemacht, und

manche ehrenvolle Wunde aufzuweisen. Er galt viel in seiner Familie, Kaspar wurde vom Vater ganz an ihn verwiesen, und brachte auch im Anfange seiner Schulzeit die meisten Freistunden gerne bei dem alten Onkel zu. Jemehr der lebendige muntere Knabe aber unter seinen Mitschülern bekannt wurde, gleichgestimmte Gemüther fand und Freundschaften schloß, um desto weniger wurde der Onkel Thorschreiber besucht, der freilich eine viel ernstere Unterhaltung gewährte, und unsern Kaspar gewöhnlich auf seinen künftigen Beruf als Maurermeister verwies. In dem ersten Jahre seines Aufenthaltes in Saalheim fühlte Kaspar fortwährend eine gar innige Sehnsucht nach der Heimath, und kannte nichts erfreulicheres, als während der Ferien die Reise dorthin; denn ob es hier gleich ziemlich ärmlich herging, ob er gleich mit seinen noch kleinern Brüdern in einem engen Dachkämmerchen zusammen schlafen mußte, so war es ja doch das Vaterhaus, wo er nun mit besseren reiferen Ideen unter den Erinnerungen seiner beschränkten Kinderzeit stand, die Mutter kochte ihm ja doch wieder die bekannte Lieblingssuppe, und schenkte ihrem klei-

nen Gaste des Morgens nunmehr eine Tasse Kaffee ein, die Geschwister drängten sich an ihn, und horchten auf jedes seiner Worte, der Vater nahm ihn mit in die Kirche, und auf seine sonntäglichen Spaziergänge, und die Lehrburschen des Vaters zogen ihre Mütze vor dem jungen Herrn Schüler ab. Das waren denn seelige Tage. —

Dennoch als die nächsten Ferien erschienen, meldete er seinen Eltern: er werde dießmal nicht nach Hause kommen, sondern mit einigen vornehmen Freunden eine weitere Reise unternehmen. Kaspar hatte nehmlich die nähere Bekanntschaft der jungen Grafen v. Hornstein erlangt; er saß mit ihnen in einer Klasse, war gleichgestimmten frohen Gemüthes, hatte seine körperliche Ueberlegenheit oft dazu angewendet, sie gegen Bedrückungen anderer in Schutz zu nehmen, und war auch wohl bisweilen erbötig gewesen, dort wo er eine wissenschaftliche Aufgabe besser gefaßt hatte, ihnen nachzuhelfen. Dazu kam, daß Kaspar in seiner Klasse etwas galt; der rüstige Sohn des Handwerkers war in keiner Hinsicht verweichlicht; er hatte von

Jugend auf das Bild angestrengten Fleisses vor Augen gehabt, hielt ihn daher für eine natürliche Bedingung des Lebens, und suchte hierdurch zu ersetzen, was ihm an leichter Fassungsgabe abging; überdieß besaß er einen gewandten kräftigen Körper und war an strenge Ordnung gewöhnt. Dieß alles gab ihm ein gewisses Ansehen unter seinen Mitschülern, man suchte seinen Umgang und wünschte zu seinen Freunden zu gehören. — Die jungen Grafen v. Hornstein hatten ihn gebeten, sie dießmal in ihre Heimath zu begleiten; lebendige Schilderungen ihrer großen schönen Familiengüter, ihres väterlichen Stammschlosses in einer reitzenden Gegend gelegen, waren vorausgegangen, und hatten ein Bild noch ungekannter Verhältnisse vor die Seele des Knaben gestellt, das seine Phantasie auf das Höchste spannte. Hierzu kam, daß der Onkel Thorschreiber zu der Reise mit den Grafen seine Zustimmung gab: „Denn, sprach er: Du mußt dieß gewissermaaßen als eine Kunstreise ansehen. An dem Bau solcher alten gräflichen Stammschlösser kann ein künftiger Maurermeister gar viel lernen. Betrachte daher alles genau, vom untersten Keller bis

zum obersten Giebel; Du sollst mir nach Deiner Rückkunft eine ungefähre Zeichnung davon entwerfen!“

Kaspar setzte sich also mit seinen jungen Freunden in den stattlichen Wagen, den der alte Graf zu ihrer Abholung gesendet hatte, und fuhr eine lange Tagereise, bis sie endlich das Schloß erreichten. Hier nun ging ihm eine ganz neue Welt auf; Bediente sprangen an den Wagen und halfen den Ankommenden heraus; er trat in große hohe Zimmer, wo er den Eltern seiner Freunde vorgestellt und von ihnen mit freundlichem Ernst empfangen wurde. Man führte ihn hierauf durch lange Gänge in einen Flügel des Schlosses und wies ihm hier ein eignes schönes Gemach neben denen der jungen Grafen an. Zur Abendmahlzeit versammelte sich die Familie in einen großen hellerleuchteten Saal, dessen Wände mit alten Familienbildern geschmückt waren. Kaspar staunte dieß alles mit weiten Augen an, konnte, als man spät auseinander gegangen war, in dem weichen Bette lange nicht einschlafen, und sich am andern Morgen kaum zurecht finden in dem neuen Feenlande. Aber seine jungen Freunde riefen

ihn bald ab, eilten mit ihm hinunter in den Garten zum Frühstück und forderten ihn auf, ihre Vergnügungen zu theilen. Nun ging es hinaus in den Forst auf die Jagd, oder man setzte sich zu Pferde und durchstreifte die Gegend. Kaspar fand sich bei seiner körperlichen Gewandtheit leicht in diese ihm bisher fremden Uebungen und stand bald hinter den übrigen nicht zurück. Weniger aber fühlte er sich behaglich, wenn Besuche aus der Nachbarschaft auf das Schloß kamen. Der alte Graf war im höchsten Grade gastfrei; sein Haus stand den benachbarten Gutsbesitzern und allen Gebildeten der Umgegend offen, und die Söhne derselben waren den jungen Grafen willkommne Gäste. Kaspar bemerkte bald, daß er in dieser Gesellschaft der Letzte, der Unbedeutendste sei. Auf der Schule war dieß anders, da galt er etwas, da kam ihm seine ärmlichere Kleidung nicht eben schlechter vor, als die feinere seiner reichern Mitschüler, da war von dem, was er künftig zu werden gedenke, noch nicht die Rede, sondern der Fleiß und die sittliche Aufführung der Gegenwart kam nur in Anschlag. Hier aber wurde er von den ankommenden

Fremden oft verkannt, man fragte wer der junge Mensch dort sei, den man erst für einen Bedienten gehalten, wie er in diese Gesellschaft komme, und was er zu werden gedenke. Die jungen Grafen, die ihn sehr lieb hatten, gaben denn genauere Kunde von ihm, lobten ihn von allen Seiten, und versicherten, daß er wahrscheinlich studieren werde. — Dieß alles brachte eine große Umwandelung in seinem Innern hervor, denn der stolze Knabe meinte nicht etwa, daß er hierher nicht passe, und er daher seine Ferien künftig lieber im elterlichen Hause verleben wolle; — nein! er sann vielmehr auf Mittel und Wege, sich diesen Menschen hier gleich zu stellen, und ähnliche Bequemlichkeiten des Lebens und Glanz der äußeren Lage sich zu verschaffen.

„Er wird wahrscheinlich studieren!“ hatten die jungen Grafen von ihm gesagt. — Dieß also war der Weg, den er gehen sollte, um seine reichern Freunde zu erreichen. Studiert hatten ja mehrere, die jetzt dem Hause des Grafen befreundet waren und Rang und Ansehen besaßen, obgleich sie früher arm und unbedeutend gewesen sein sollten; studiert hatte ja auch der

Geistliche des Ortes, der in der Familie des Grafen sehr viel galt und doch nur der Sohn eines armen Dorfschulmeisters war. — Also studieren! — studieren! — — Als Maurermeister, dachte er, bleibst Du doch nur ein höchst untergeordneter unbedeutender Mensch, kannst niemals zu der Ehre gelangen, in vornehmen Häusern zu erscheinen, darfst statt des Degens nur das Schurzfell und die Maurerkelle tragen, — also studieren!“

Mit diesen Gesinnungen kehrte er auf das Gymnasium zurück, aber dem Onkel Thorschreiber verbarg er sie noch. Er brachte ihm vielmehr die verlangte Zeichnung des gräflichen Schlosses mit, wußte ihm jedoch viel ausführlicher noch die innere schöne Einrichtung und was er mit der gräflichen Familie in diesem oder jenem Zimmer unternommen habe zu erklären. Der Thorschreiber war mit der Zeichnung zwar ziemlich zufrieden, es entging ihm jedoch nicht, daß Kaspar das Schloß mit ganz andern Augen ansehe, als er es eigentlich solle.

„Ich glaube, Bursche! Du möchtest in einem solchen Schlosse lieber wohnen, als es er-

bauen? fiel er ein: Schweig doch einmal mit dem Aufzählen der vornehmen Leute, die sich in den Zimmern dort herumgedreht und mit Dir gesprochen haben. — Die Gerichte der gräflichen Tafel weißt Du mir herzuerzählen, aber die Dicke der Grundmauer kannst Du mir nicht gehörig angeben, bist auch besonders in dem einen Keller hier nur gewesen, dem Weinkeller. — Ei! Ei! Hr. Patron! das ist nicht der Sinn, den ein künftiger Maurergeselle haben muß!"

Kaspar dachte: mit dem Maurergesellen hat es keine Noth, du kennst eine andere bessere Laufbahn, auf der Du die Kelle nicht weiter zu führen brauchst.

Die nächsten Ferien benutzte er, seine Eltern zu besuchen, und ihnen von seiner Reise und von dem Aufenthalt auf dem gräflichen Schlosse zu erzählen. Der Vater schüttelte wohl bedenklich den Kopf, aber die Mutter war erfreut über die Ehre, die ihr Sohn dort genossen, und fand es ganz natürlich, daß er jetzt einen feinen Anzug erhalten müsse, denn er hatte ihr im Geheimen gestanden, wie man ihn dort verkannt, und sogar für einen Bedienten gehalten habe. Sie widersprach auch den

fernern Wünschen ihres Sohnes nicht, ja sie begünstigte vielmehr seinen Entschluß, studieren zu wollen.

„Wenn es Dir auch etwas schwer eingeht, so wirst Du doch schon soviel lernen, mein Söhnchen, daß Du vornehmer wirst wie Dein Vater, und nicht so, wie er, im Schmutze zu arbeiten brauchst. Gastwirths Wilhelm hat auch Theologie studiert; vor 4 Wochen stand er auf der Kanzel und predigte; er blieb zwar zweimal stecken, aber wir haben doch alle weinen müssen. Beim Hrn. Oberpfarrer und beim Hrn. Burgemeister ist er nun schon zu Tische gewesen, und wenn die Honoratioren auf dem Schießhause zusammenkommen, darf er auch hingehen, und sich seine lange Pfeife anzünden. — Ach! wenn ich an Dir noch diese Freude erleben sollte!“ —

Dergleichen geheime Unterredungen mit der Mutter und der Wunsch, auch die Universitätszeit mit seinen vornehmen Freunden theilen, ja ihnen selbst späterhin gleichstehen zu wollen, begünstigte Kaspars Träume immer mehr, und bestärkte ihn in dem Entschluß, von dem Gewerbe seines Vaters abstehen, und nur stu-

dieren zu wollen. Die nächsten Ferien brachte er wieder auf den gräflichen Gütern zu, die Mutter hatte für feinere Kleidungsstücke gesorgt, und sein ganzes Wesen eine stolzere Sicherheit angenommen, so daß man ihn dort gar sehr zu seinem Vortheil verändert finden wollte. Oft saß er nun mit seinen Freunden in dem schönen Gartensaale des Schlosses beisammen, und baute stolze Luftschlösser mit ihnen, wie sie die Studentenzeit lustig verleben wollten, und er sie einst hier als Superintendent, oder als sonst ein vornehmer Mann besuchen werde; sein Vater, der alte Maurermeister solle dann recht erstaunen, den Sohn vielleicht in eigner Karosse bei ihm vorfahren zu sehen. So ging es denn in Gedanken wenigstens herrlich und in Freuden, aber auf der Schule wollte es nicht also gehen. Kaspar hatte zwar einen guten natürlichen Verstand und eine richtige Auffassungsgabe für alles, was das äußere Leben betraf, allein zu einem mühsam angestrengten Studium der ernstern Wissenschaften fehlte ihm die Lust, und der scharfe tiefeindringende Geist, und da der Vorsatz, studieren zu wollen, nicht sowohl aus dem Selbst-

Der Handwerksmann.



gefühl geistiger Fähigkeiten und dem Drange innerer Kraft, als vielmehr aus eitlen Rücksichten entsprang, so hatte er nicht die Wirkung, daß er ihn mit Ernst erfüllte und rascher vorwärts trieb, sondern er war mehr als jemals zerstreut, und wurde fast ungeduldig, weil er für die nächsten Jahre bei der Armuth seiner Eltern manchen großen Entbehrungen entgegen sah. Er rückte nur langsam in den Klassen weiter, während seine Freunde mit raschern Schritten der Zeit ihres Abganges von der Schule entgegen eilten und ihre letzte Schulprüfung glücklich bestanden. Auch die jungen Grafen waren unter den letztern, sie hatten eine vortheilhafte Censur bekommen und nun ging es an die Zurüstungen zum Studentenleben; ein sammetnes Barett, klingende Sporen, ein blanker Hieber durften nicht fehlen, auch wurden die Kleider in Form und Schnitt verändert, und mit den Farben der Landsmannschaft geschmückt. Kaspar konnte sich an dem allen nicht satt sehen, er dachte: wenn Du doch nur auch erst in einem solchen Aufzuge die Schule verlassen könntest! er gab sich mit seinen Freunden das Versprechen, ihnen jedenfalls

recht bald nachzufolgen, das Examen möge auch ausfallen wie es wolle, und konnte endlich nicht widerstehen, sich im Stillen ähnliche Kleidungsstücke anzuschaffen, um sich wenigstens an ihrem Anschauen bisweilen weiden zu können.

Der Onkel Thorschreiber hatte im Auftrage des Vaters den Sohn zwar schon mehrere Male auffordern müssen, die Schule nun bald zu verlassen, damit er ihn bei einem geschickten Maurermeister in die Lehre bringen könne; Kaspar aber wußte dieß unter manchem scheinbar guten Vorwande immer aufzuschieben, und sich deshalb hinter die Mutter zu stecken, die den Vater dann wieder zu beschwichtigen suchte, indem sie nicht unterließ, ihm von einer vielleichtigen höhern Bestimmung ihres Sohnes vorzuschwatzen, wodurch sie ihn in seinen Ansichten zu bekehren gedachte.

Da traten denn wieder die Schulferien ein; Kaspar hatte beschlossen, sie diesmal auf ganz besonders genußreiche Weise zu verleben. Er war nehmlich von seinen Freunden eingeladen worden, sie auf der Universität zu besuchen, wo er das Studentenleben kennen lernen

sollte, und konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, die Herrlichkeit desselben wenigstens vorläufig zu kosten. Dort aber sollte man es ihm auch nicht anmerken, daß er noch ein Schüler sei, die bereits angeschaffte Studentenkleidung sollte hierbei das ihrige thun. Schon der frühste Morgen am Tage der Abreise fand ihn völlig gerüstet. Das kurze rothe Kollet, der Spitzenkragen darüber, das schwarze Sammetbarett, der Hieber an der Seite, und das leichte Felleisen über dem Rücken, ließen dem stattlichen Jüngling gar nicht übel, und gaben ihm ganz das Ansehen eines reisenden Studenten. Er machte sich mit dem frühsten auf den Weg, damit ihn Niemand, vor allen der Onkel Thorschreiber nicht auswandern sehen möge; dieser saß aber schon auf seinem gewöhnlichen Sitze in der mit Epheu umrankten Nische des alten Thores und blätterte in einem Buche.

„Guten Morgen, junger Herr! wohin denn des Weges?“ rief er ihm zu, als ob er ihn nicht erkenne.

„Guten Morgen, Herr Vetter!“ sagte Kaspar verlegen, und reichte ihm die Hand.

„Ei Du bist Kaspar? sprach der Alte:

in diesem Aufzuge hätte ich Dich wahrlich nicht erkannt. Du gedenkst wohl Deine Eltern in dieser Verkleidung zu überraschen?“ —

Kaspar schwieg und blickte verlegen zur Erde, da fuhr der Alte fort: „Nun die Freude muß ich doch mit ansehen; ich will mich sogleich reisefertig machen und Dich begleiten! Setze Dich einstweilen hier auf meinen Platz, und lies, bis ich zurückkomme, hier dieß Kapitel in der Chronik unserer Stadt!“

Hiermit reichte er dem Jüngling das aufgeschlagne Buch und ging in seine Wohnung.

Kaspar war in der größten Verlegenheit; was sollte er nun thun? — In diesem Aufzuge konnte er doch unmöglich vor seinem Vater erscheinen, denn welche Antwort hätte er auf die Frage gehabt: „Wozu und woher er sich diese Kleidung angeschafft? — Sollte er dem Onkel alles gestehen und seinen Entschluß, studiren zu wollen, laut aussprechen? — Er warf einen Blick in das aufgeschlagene Buch; da sah er den Namen Kaspar Weit mit großen Buchstaben gedruckt, und auf dem Blatte neben bei die Abbildung des Thores, vor dem er eben stand, über dessen kühnem Bogen der Name

Kaspar Weit auf einem großen Steine eingehauen war. Er kannte dieß Bild längst, der Thorschreiber hatte es ihm als Kind schon gezeigt, und sein früherer Entschluß, zu werden, was der achtbare Vorfahr gewesen, hatte hier seine erste lebendige Entstehung erhalten. Als er nun gedankenvoll zu dem Namen über dem Thore aufschaute, trat der Thorschreiber mit Hut und Stock wieder auf ihn zu und sagte:

„Nicht wahr, mein Söhnchen, der Name dort oben klingt auch wie der Deinige? — Ja hier sind schon viele Geschlechter aus und eingewandert, und haben den Namen des Meisters mit Achtung genannt, der dieses Thor erbaute; aber der alte Herr hatte ein schmutziges Schurzfell um und nicht wahr, das ekelt Dich an? — — Na, komm nur, komm! wir wollen eilen, daß wir die Stadt im Rücken haben, ehe es lebendiger auf den Straßen wird, und man Dich in diesem Aufzuge erblickt!“ und hiermit schritt der Thorschreiber voran, Kaspar folgte ihm, und beide sprachen kein Wort weiter, bis sie die Thurmspitzen des Städtchens erblickten, in welchem Kaspars Eltern wohnten.

„Aber liebster Herr Vetter! sprach Kaspar endlich: geht doch nicht so schnell und wartet nur ein wenig, ich kann doch unmöglich so vor meinem Vater erscheinen!“

„Du hast also wohl nicht nach Hause reisen wollen, obgleich Du Deine Eltern lange nicht gesehen?“ fragte der Thorschreiber und sah ihn durchdringend an.

Kaspar gestand ihm denn, daß er seine Freunde auf der Universität besuchen wolle, und er deshalb diese Kleidung gewählt habe.

„Gut! erwiederte der Thorschreiber: wie Du aber vor andern aufzutreten gedenkst, wirst Du doch auch vor Deinen Eltern zu erscheinen Dich nicht schämen? Du bist Deinem Vater jedenfalls die Frage schuldig: ob er Dir jene Reise erlauben will?“ — und hiermit nahm er ihn bei der Hand, und zog ihn nach dem Städtchen mit sich fort.

Der alte Maurermeister machte große Augen, als er seinen Sohn mit dem rothen Kollet und dem Hieber an der Seite, und hinter ihm her den Thorschreiber mit dem großen Knotenstock in die Stube treten sah.

„Guten Morgen, Bruder! rief ihm der

letztere entgegen: Ich bringe Dir hier Deinen Herrn Sohn, sieh Dir ihn einmal an, ob er Dir also gefällt.“ „Kaspar! sprach der Maurermeister erstaunt: Sprich, weshalb kommst Du in dieser Verkleidung zu mir?“

Kaspar schlug die Augen nieder und sagte kein Wort. „Merke Dir es, Alter! fuhr der Thorschreiber fort: So sieht ein Student aus. Dein Herr Sohn will seine vornehmen Freunde auf der Universität besuchen, und da hat er sich denn natürlich so kleiden müssen, daß man ihn auch für einen Studenten halten, und nicht etwa den künftigen Maurerburschen in ihm wittern mag. Er kommt, um Dich beiläufig zu besuchen, und wird, nachdem Du ihn bewundert hast, seine Reise weiter fortsetzen.“

„Das wird er nicht! rief der Alte: Lege den Degen ab, Bursche! ich will Dir das Schurzfell vorbinden!“

Da trat endlich die Mutter hinzu, die sich längst schon an dem Anblick ihres Sohnes geweidet hatte, nahm ihn in Schutz, und erklärte unverholen, wie sie völlig mit Kaspar

einverstanden sei, daß er kein Handwerker werden, sondern studieren solle; sie hoffe auf diese Weise weit mehr Freude zu erleben, und einen vornehmen Mann noch aus ihm werden zu sehen.

Der Vater wollte dagegen auffahren, und sein Ansehen behaupten, aber der Thorschreiber bat ihn zu schweigen und sagte: „Sei ruhig, Bruder! die Mutter hat auch ein Recht, über die künftige Bestimmung ihres Kindes mitzusprechen, selbst der Junge muß gehört werden, damit er späterhin sich nicht über den Eigensinn des Vaters zu beklagen habe. Antworte mir daher, Kaspar, auf das, was ich Dich fragen werde: Du willst also lieber studieren, als ein Handwerk erlernen?“

Kaspar sagte: ja!

„Zum Studieren gehört aber Verstand und Geld! fuhr der Thorschreiber fort: laß sehen, was Du von beiden dazu mitbringst? Wie sieht es erstlich mit dem Gelde aus, denn das Studieren kostet viel; was hast Du dazu?“

„Ich hoffe, der Vater wird mich unterstützen! erwiederte Kaspar.“

„Ich kann Dir nichts dazu geben! rief der Vater: Du kennst unser kleines Hab und Gut, und meinen geringen Verdienst, Du weißt, daß ich für Deine Geschwister nicht minder sorgen muß, als für Dich; wo soll ich es also hernehmen?“

„O! sagte die Mutter: es haben auch andere schon studiert, die noch viel ärmer waren, und sie sind dennoch große Leute geworden!“

„Die Mutter hat Recht! fuhr der Thorschreiber fort: Wer aber auf fremde Kosten studieren, oder sich dabei auf seine eignen Kräfte verlassen will, der muß auch den Geist dazu mitbringen, wie der Soldat den scharfen blitzenden Säbel zum Kampfe, und dann muß es gehen Schlag auf Schlag! — Wird Dir dann das Lernen recht leicht?“ —

„Das eben nicht! entgegnete Kaspar. So zwingst Du es wohl durch Fleiß und sitzest Tag und Nacht über den Büchern? denn wie ich mir habe sagen lassen, machen es die ordentlichen Studenten also!“

Kaspar schwieg.

„Du bist gewiß zu bescheiden, um Dich selbst zu loben, wir wollen doch einmal den

Brief erbrechen, den mir der Hr. Rector an den Vater zugesendet hat, ich glaube, daß er Deine Censur enthalten wird!“

Der Brief wurde erbrochen und die Censur lautete dahin: daß Kaspars Fleiß besonders in den Sprachwissenschaften ein sehr mittelmäßiger, seine Fassungsgabe hier eine schwerfällige sei, und er überhaupt nur zu solchen Gegenständen Lust und Anlage zeige, die mehr die Phantasie beschäftigten, oder die Sinne ansprächen, weshalb er denn auch, z. B. im Zeichnen u. s. w. nicht unbedeutende Fortschritte gemacht habe. Mit seiner sittlichen Aufführung war man zufrieden. —

„Diese Censur klingt freilich nicht so, daß man auf Dein Studieren große Hoffnung setzen könnte, fuhr der Thorschreiber fort: Aber Du wählst vielleicht die Feder, weil Du an Körper schwächlich bist und Dich vor schwerer Arbeit fürchten mußt? — Mutter, Du wirst den armen Jungen besser pflegen müssen, sieh nur, wie er bleich und hager ist!“

Die Mutter entgegnete empfindlich: „Ihr braucht nicht über das gesunde frische Ansehen

meines Kindes zu spotten! Ein gesunder Mensch kann alles werden!"

„Ganz recht! antwortete der Thorschreiber: Ein ungesunder Mensch aber kann nicht alles werden. Drum wer gesund und kräftig ist, der danke Gott dafür und wenn die Hand mehr vermag, als der Kopf, so lege er die gesunden Hände an sein Tagewerk und werde statt eines mittelmäßigen Scribenten ein tüchtiger Handwerker. Wir wollen nun einmal aus dem, was Kaspar besitzt, die Summe ziehen: Zum Studieren kein Geld, wenig Anlagen, mithin auch wenig Aussicht. Zum Handwerk dagegen einen kräftigen Körper, gesunde Sinne, Lust an der Aussenwelt, einen braven Meister zum Vater, einen berühmten Namen über den Thoren der Stadt Saalheim; auf der einen Seite also fast nichts, der andern jedoch sehr viel. Was treibt denn nun aber den Herrn Patron dennoch zum Studieren? — Ist es der innere Beruf dazu, die unbesiegbare Lust zu den Büchern? Hat er sich mühsam endlich heraufgedrückt bis in die höchste Klasse? — Nein! der 17 jährige Mensch sitzt noch in Mittel-Secunda, quält sich mit den Büchern, studirt nicht eben zu

viel, kleidet sich aber als Student, damit er auswendig wenigstens das scheine, was er inwendig nicht ist. Ein altes Sprichwort sagt: Wenn der liebe Gott ruft, so muß man folgen! — Hier ruft aber nicht der liebe Gott, sondern der Hochmuthsteufel! und das will die brave redliche Mutter begünstigen?"

Die Mutter fing an zu weinen, und sagte:

„Jede Mutter will an ihrem Kinde Freude erleben! Aber es bleibt einmal ein Unglück, wenn man in niedrigem Stande geboren ist!"

„Mutter! das Wort verzeih Euch der Himmel! fuhr der Thorschreiber auf: Ihr wißt in Eurer Verblendung nicht, was Ihr gesprochen habt. Wer in niedrigem Stande geboren ist, dem steht die ganze Welt offen. Hat er wirklich die Kraft und den innern Beruf dazu, so wird er die Wege schon finden, sich zu den höchsten Ehrenstellen aufzuschwingen; hat er dies nicht, so wird er wenigstens, was sein Vater war. Aber in den hohen Ständen muß man mit fort, es mag gehen wie es will, die Wahl der künftigen Lebensbestimmung ist sehr beschränkt, und herabsteigen thut weh. Wenn auch

ein vornehmer Vater verständig genug wäre und dächte: Mir soll es ganz gleich sein, welche Bestimmung meine Söhne sich erwählen; ich will nur, daß sie brav und tüchtig in ihrem Fache sein sollen! und er lasse nun einen und den andern ein Handwerk erlernen, so würden nur wenige ihn für einen vernünftigen Mann, die meisten ihn für einen Rabenvater halten. — Und, Herzensmutter, was ist doch im Ganzen ein Handwerksmann für ein glücklicher Mensch? Die Lehrjahre des Gesellen sind mit den Schul- und Universitätsjahren des Studenten gleich; beide bringen ein theils mühvolles, theils fröhliches Jugendleben, in beiden soll Fleiß und Sittlichkeit die Parole sein; Freundschaften werden geschlossen hier, wie dort. Und wenn nun die Lehrjahre von beiden überstanden sind, so muß der Student hinter den Tisch, muß arbeiten und schreiben, hat nicht die Welt gesehen, nicht die Menschen kennen gelernt, und soll sich doch nun in sie schicken, sie belehren, soll wissen, was ihnen Noth thut, soll über sie richten. Der Handwerksgeselle aber ergreift fröhlich seinen Wanderstab, und zieht hinaus in die weite schöne Gotteswelt. Alle Völker mag er besu-

chen, in allen Ländern findet er seinen Meister, darf bei ihnen arbeiten, heimisch sein, und wird von den Meisterinnen bald in milde, bald in strenge Zucht genommen. Ehe er selbstständig wird, lernt er durch manche schwere Prüfung sich in die Welt und die Menschen schicken und mit ihnen umgehen, so trägt er die Fertigkeiten eines Landes in das andere hinüber, findet, wenn er ordentlich und brav ist, allenthalben seine Arbeit, und wird zeitig genug ausgestoßen, wenn er nichts taugt, so kann er sich endlich die Stätte selbst wählen, auf der er leben und arbeiten will, denn ihm steht die ganze Welt offen. Aber hieran denken die wenigsten jungen Leute mehr; selbst die Söhne der Meister wollen nicht mehr werden, was ihre Väter waren; alles strebt höher hinauf, muthet den nachgiebigen Eltern fast unerschwingliche Opfer zu, fragt nicht, ob ein wirklich höherer Beruf im Innern lebe und wirke, und zieht die erbärmliche Mittelmäßigkeit in einem höhern Stande der achtbaren Tüchtigkeit in einem geringern vor. Deshalb giebt es ein Heer von Federführern, die lange vergeblich auf eine dürftige Anstellung warten und ewig abhängig bleiben, wäh-

rend die achtbaren Handwerksmeister immer seltner werden, weil es an tüchtigen Schülern fehlt, die mit Lust in ihre Fußtapfen treten wollen. — Ich habe mit Deinem braven Rektor über Dich gesprochen, Musje Kaspar, denn mir war Dein veränderter Sinn nicht verborgen geblieben; aber auch er räth ab vom Studieren, und meint, es sei nun volle Zeit, Dich Deiner eigentlichen Bestimmung zu übergeben. Nun Vater und Mutter, was meint Ihr dazu? —

„Jeder soll sich nach seiner Decke strecken! sagte der alte Maurermeister: und wenn man alles treu erwogen und berathen hat, so darf der Vater auch einen Machtspruch thun. — Also hinunter mit Kollet und Hieber, und das Schurzfell vorgebunden. — Marsch!“

Die Mutter führte ihren Sohn weinend auf sein Kämmerlein, und zog ihm einen alten Rock an, der Thorschreiber aber reiste am Nachmittage nach Saalheim zurück, und besorgte Kaspars ehrenvolle Entlassung von der Schule.

Während Kaspar nun erst bei dem Vater und dann bei einem entfernten Maurermeister

in die Lehre trat, und mit Hammer und Kelle tüchtig an die Arbeit gehen mußte, nahm der Thorschreiber alle Briefe in Beschlag, die von den studierenden Freunden an Kaspar eingingen. Sie enthielten Schilderungen der lustigen Studentenzeit, und Aufforderungen bald nachzufolgen. Da sie aber unbeantwortet blieben, denn der Thorschreiber verbrannte sie sämmtlich, so gingen sie immer spärlicher ein, und blieben endlich ganz aus. So wurde denn auch das Verhältniß zwischen Kaspar und den jungen Grafen aufgelöst; die letztern fragten endlich nicht mehr nach dem Schulfreunde, der in einem so undenkbaren Schweigen beharrte, und schienen ihn nach und nach zu vergessen.

Viele Jahre waren seitdem vergangen. Die Grafen bekleideten bereits angesehene Stellen im Staate, der älteste bei der Gesandtschaft an einem fremden Hofe, der jüngere in dem Heere seines Fürsten, als der alte Graf starb und die Brüder nun zum Besitz ihrer väterlichen Güter gelangen sollten. Aber der Krieg erhob sich und verwüstete die Länder; Städte und Dörfer gingen in Flamme auf und auch das Stammschloß des Grafen Homstein wurde

in einen Schutthaufen verwandelt. Trauernd reichten sich die Brüder, als der Friede wieder geschlossen war, an den Ruinen ihrer Heimath die Hände, und blickten mit Wehmuth zu den schwarzen ausgebrannten Mauern auf, die seit Jahrhunderten die alten treuen Zeugen eines glücklichen Familienlebens gewesen waren, und auch ihre fröhliche Knabenzeit schützend umschlossen hatten. Alle süßen Erinnerungen aus der Kindheit schwebten gleich trauernden Schatten hier über ihrem Grabe, und wie die Schwalbe noch einmal bang und ängstlich ihr zerstörtes Nest umflattert, und immer wieder zurückkehrt, ob sie es gleich nun verlassen muß, so gingen die Brüder schweigend unter den Trümmern umher, und konnten sich nicht abwenden von der zerstörten theuern Stätte. Endlich befahlen sie dem alten Kastellan, einem treuen verständigen Diener, daß er auf derselben Stelle, wo das alte Schloß gestanden, ein neues erbauen lassen solle; sie machten ihm die Wahl der ausgezeichnetsten Baumeister und Handwerker dabei zur Pflicht, und wollten, da sie durch ihre amtliche Stellung vielseitig beschäftigt und von hier entfernt gehalten wurden, nicht eher

wieder hierher zurückkehren, als bis das neue Schloß vollendet dastehen würde.

Hierauf reisten die Grafen wieder zu ihrer Bestimmung zurück, und der alte Kastellan suchte seinen Auftrag nach bester Einsicht auszuführen.

Drei Jahre waren verflossen, die Grafen hatten in andern Ländern gelebt, und Großes und Schönes dort gesehen, als endlich von dem Kastellan die Meldung einging: der Bau des neuen Schlosses sei nunmehr vollendet! — Länger konnten sie ihrer Sehnsucht nicht widerstehen; sie beschlossen, nach den väterlichen Gütern zurück zu kehren, nahmen den nöthigen Urlaub, und fuhren endlich, nach einer langen Reise, an einem heiteren Sommerabend von der letzten Station ab. Je näher sie aber der Heimath kamen, um desto banger hob sich ihre Brust, denn wie sollten sie das Neue, was sie hier nun finden würden, an die alten süßen Erinnerungen anreihen. Die Sonne war im Sinken, als der Wagen durch das Dorf in die große Lindenallee einbog, die zu dem Schlosse führte, gerade um diese Stunde waren sie sonst auch hier eingetroffen, wenn sie die Eltern von der Schule aus besucht hatten, dort von der steinernen

Bank in der Mitte der Allee, von wo aus man den ersten Blick auf das Schloß gewinnt, hatten sie immer zuerst die großen Fenster im Glanz der Abendsonne schimmern sehen. — Was sollten sie jetzt finden? — —

Aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie an der steinernen Bank dieselben Fenster wieder in der Abendsonne glänzen sahen, und, als sie näher kamen, das alte Schloß bis auf die kleinsten Eigenthümlichkeiten in seiner früheren Form wieder vor sich erblickten, nur daß es neu abgeputzt zu sein schien. Sie fuhren wieder durch das alte Schloßthor in den weiten Schloßhof ein; aus der gewohnten Pforte trat ihnen wieder der alte Kastellan entgegen; die gewölbte Vorhalle, die lichten Treppen, die hohen Gänge waren die längst bekannten. Sie hielten sich schweigend bei der Hand, und gingen erstaunt von Zimmer zu Zimmer, allenthalben fanden sie die alten vertrauten Gemächer; sie eilten nach dem Flügel des Schlosses, den sonst ihr Vater ausschließlich bewohnt hatte, aber auch hier fanden sie nur die alte Einrichtung wieder, selbst das runde Kabinett, das Arbeitszimmer des Vaters neben dem Bibliotheksaale, das sie wie

ein Heiligthum geehrt hatten, fehlte mit seinem magischen Lichte nicht; es zog sie von hier hinab nach der hinteren Seite des Schlosses, aber auch hier öffnete der große Gartensaal, der Tummelplatz ihrer Jugendspiele seine weiten Hallen wieder nach dem Garten zu. — Die Brüder sanken sich innig ergriffen in die Arme, sie sprachen kein Wort, und der alte Kastellan stand mit gefalteten Händen neben ihnen und weinte.

„Alter! rief endlich der älteste Graf und reichte dem Kastellane die Hand: das ist Dein Werk! Du hast unsere Heimath wieder aus dem Grabe erstehen lassen; wie sollen wir Dir danken!“

Der Kastellan aber schüttelte den Kopf und sprach: „Nicht ich, sondern der Maurermeister, den ich als den berühmtesten aus der Hauptstadt hierher berufen, hat dies alles ausgeführt. Er entwarf den Riß dazu, und ich erkannte mit Erstaunen, daß es vollkommen das Bild des alten zerstörten Schlosses war. Da ließ ich ihn ungestört gewähren, und so führte er denn das neue Schloß auf, als ob er einst vor Jahrhunderten auch das alte erbaut hätte. Hier kommt der Meister selbst.“

Und ein stattlicher kräftiger Mann trat in den Saal, sein gesundes heiteres Antlitz war von der Sonne gebräunt, und um die Hüften ein Schurzfell gegürtet. Er grüßte die Grafen, und als sie ihn gefragt, wie es ihm möglich gewesen sei, dies Schloß ganz in seiner früheren Art wieder herzustellen? antwortete er:

„Ich besaß einen Riß, den ich in den frohen Tagen meiner Jugend von dem alten Schlosse entworfen hatte, und da, wo dieser nicht ausreichen wollte, half mir das Bild, welches ich unverlöschlich in meiner Seele davon trug!"

Die Grafen erstaunten und fragten ihn, wie er heiße?

„Ich führe einen alten Namen, antwortete er: vielleicht ist er ihnen noch bekannt, er steht über dem Thore von Saalheim!"

„Kaspar Weit! ist es möglich? Kaspar Weit! riefen sie freudig und erkannten in dem Antlitz des Mannes die Züge des Jünglings wieder, und als er ihnen die narbige Hand entgegen reichte, schlugen sie freudig ein und zogen den früher geliebten Freund, der ihnen jetzt als tüchtiger Maurermeister die Heimath wieder aufgebaut hatte, in ihre Arme."

Kaspar erzählte nun, wie man ihm die Studentenkleider ausgezogen und ihn zum Maurerburschen gemacht hatte. Wie eine mühvolle Lehrzeit von ihm überstanden worden sei, und er lange Jahre auf der Wanderschaft zugebracht. Viele hundert Meilen war er durchwandert, mancher schwere heiße Tag lag hinter ihm, aber er hatte die Welt gesehen, seltne große Erfahrungen gesammelt, und weil er durch seine Schulkenntnisse die meisten Gesellen weit übertroffen, fast allenthalben eine gute Aufnahme gefunden; von einem Meister war er dem andern empfohlen und zugesendet worden, und wo man einen wichtigen Bau ausführen wollen, hatte der Maurerpolirer Kaspar Weit nicht fehlen dürfen. Endlich war er in seine Heimath zurückgekehrt, war in der Hauptstadt Meister geworden, und hatte bald Vertrauen und Arbeit genug gefunden.

„So stehe ich denn nun zwar auf einer ganz andern Stufe, als ich es einst in meiner Jugend träumte! fuhr er fort: aber ich bin glücklicher und zufriedner hier, als ich es jemals in dem Stande gewesen sein würde, zu dem mich Stolz und Eitelkeit hinzog. Der schlichte Maurermeister darf zwar nicht in den Zimmern der

Vornehmen und Reichen erscheinen, aber er erbaut ihnen ihre stolzen Paläste, und kehrt jeden Abend zufrieden in seine Wohnung zurück, wo ihn ein gutes Weib und gesunde Kinder froh empfangen. Vieles Unglück trifft die Menschen, Armuth und Reichthum wollen durch die Welt und wechseln wie Tag und Nacht, aber der geschickte Handwerker findet immer sein Brod, die Menschen können ihn nicht entbehren, und deshalb hat das Handwerk wirklich einen goldenen Boden. Hätte ich studiert, so würde ich gewiß nur als ein höchst mittelmäßiger Mensch vor Euch stehen, denn meine Anlagen waren nur gering, ich hätte vielleicht an den Trümmern dieses Schlosses Euch eine weinerliche Trauerrede gehalten. Jetzt hab ich es wieder aufgebaut; was das Herz fühlte, und die Phantasie dachte, hat die Hand aufgeführt, und wenn ich nun auch an Stand und Rang ein weit geringerer Mann bin, als Ihr, so darf ich Euch doch freudig unter die Augen treten, denn darin bin ich Euch wenigstens gleich, daß ich meine Stelle tüchtig ausfülle, wie Ihr die Eurige."

Die Jugendfreunde trennten sich, jeder ging zu seiner Bestimmung zurück; aber sie sahen

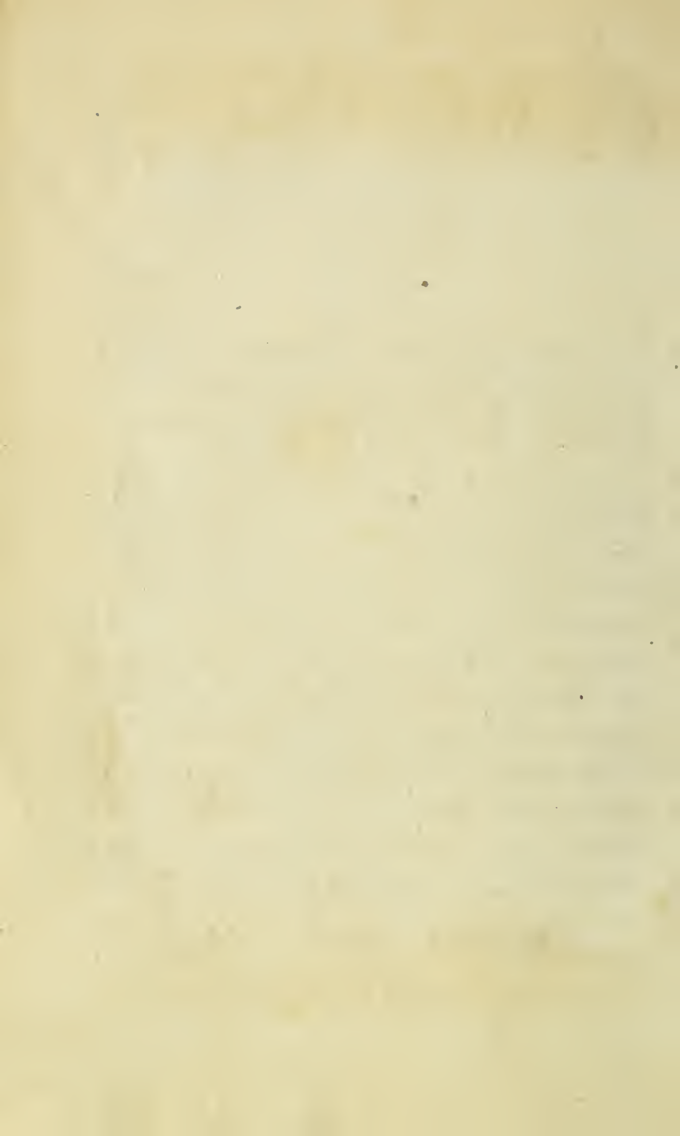
sich öfter in der Hauptstadt wieder, denn die Grafen suchten den Meister Kaspar Weit zuweilen in seiner Wohnung auf, sprachen mit dem verständigen Bürger über die Werke, die ein jeder von ihnen nach seinem Berufe ausführte, und ließen sich Abends auch wohl gern von der gastfreien reinlichen Hausfrau im Kreise ihrer Kinder und Gesellen eine Schaale Milch vorsetzen.

Ernst v. Houwald.

Der Ritt am Pfingstfeste.



Ramberg del.



Der Sonnabend vor Pfingsten war angebrochen; aus dem Fenster des finstern Amthauses blickte der junge Aktuarius in den frischen Morgen hinaus, der erquickend über die Erde aufging. In den nahen Gärten ertönten die Lieder der Nachtigallen, auf dem Strome dort spielte der Morgenwind mit den Wimpeln der vorüberziehenden Schiffe, die Landstraße entlang eilten Wanderer dem heitern Tage entgegen und sangen ihr Morgenlied, von den Kirchthürmen der benachbarten Dörfer hallte das Glockengeläut zur Verkündung des morgenden Festes, und hoch über diesen Lebensbildern hinweg zogen glänzende Wolken ruhig ihre unbekannte Bahn, als wollten sie die Gipfel der blauen Berge des Hintergrundes festlich schmücken.

Sei mir gegrüßt, Du schönes heiliges Fest,

sprach der Aktuarius leise: zu welchem die Natur sich selbst mit Blüthen und Maien schmückt, die milde würzige Luft, wie der Hauch Gottes, alle Wesen erquickt, und alles was Odem hat den Herrn lobt. O dürfte ich doch nur diesmal die dunkele Stube hinter mir verschließen und hinausziehen, so weit mich meine Sehnsucht trägt!“

Da trat der Oberamtmann ins Zimmer, wünschte seinem Aktuarius einen guten Morgen, und sagte: „Freund, Sie haben lange und fleißig hinter dem Schreibtisch gesessen, legen Sie jetzt die Feder aus der Hand, die Akten bei Seite und feiern Sie zu Ihrer Erholung das Pfingstfest in der freien Natur. Ihre Blicke haben oft schon sehnsüchtig hinausgeschaut, ich habe Sie belauscht, und verstanden. Besteigen Sie mein Pferd, und nehmen Sie überdieß noch dieß Gespann Füchse mit auf die Reise, es wird Sie nicht stecken lassen!“ und hiermit zählte er ihm 6 glänzende August d'or auf den Tisch, und rief zum Fenster hinaus:

„Johann! sattle den Braunen, und gieb auch die Halfter mit; der Herr Aktuarius soll in einer Stunde auf mehrere Tage verreisen!“ —

Der junge Mann nahm Geschenk und Anerbieten des gütigen Oberamtmannes dankbar an, bestieg den stattlichen Braunen, und ritt fröhlichen Herzens der sächsischen Schweitz zu. — O wie erfreute ihn der Anblick der erwachten Natur, wie konnte er sich nicht satt sehen an Thal und Berg, an Feld und Wald und Strom. „Ja! rief er in inniger Erhebung aus: das ist das heilige Fest, wo Du, Vater im Himmel, Deinen Geist immer noch über alle Welt ausgießest!“

Er entwarf in Gedanken einen Reiseplan, er überlegte, wo er übernachten, wo er Freunde aufsuchen, und sie zur Begleitung mitnehmen wolle. Auf der Bastei, dachte er, wirst Du mit ihnen stehen, versunken im Anschaun der reitzenden erhabenen Naturbilder; dann willst Du allein in den Amselgrund hinabsteigen, und in der tiefen Einsamkeit dort selig sein, willst endlich in Schandau die Freunde wiederfinden, und mit ihnen auf dem Pfingstballe dort Dich recht satt tanzen! —

So war er schon einige Stunden weit geritten, als er an einem kleinen einzeln liegenden Gasthause anhielt, damit auch der Braune bei

dem Pfingstritte wohl gepflegt werden möge. Ein junges sehr hübsches Mädchen fragte höflich nach seinem Begehr, brachte ihm dann Brod für das Pferd, und schöpfte selbst einen Eimer Wasser aus dem Brunnen. Während sie diesen dem Braunen vorhielt, bemerkte der Aktuarius, daß bei aller scheinbaren Freundlichkeit dennoch Thränen in ihren Augen standen, die sie zu verbergen strebte. —

„Du weinst ja, mein liebes holdes Kind! sprach er sanft: bringt Dir denn das Pfingstfest keine Freude?“ — Das Mädchen konnte nicht antworten; da fuhr er fort: Sieh, wie schön und heiter ist der Tag! — ich bin so froh, und möchte gern alles um mich auch fröhlich sehen! schenke mir Dein Vertrauen, nenne mir Deine Noth, vielleicht kann ich Dir helfen!“ —

Das Mädchen schüttelte leise mit dem Haupte und fing laut an zu weinen: „Ach! sprach sie endlich: dort schleicht mein armer blinder Vater an Krücken, er sieht das Licht nicht mehr, das ihn erwärmt, für ihn giebt es kein Fest, denn auch die nothdürftigste Erquickung fehlt. Die Zeiten sind drückend, die Menschen sind hart, und ob ich gleich zur mög-

lichsten Ersparniß sogar die Magd verabschiedet habe, und nun selbst alle ihre Dienste verrichte, es hilft mir doch nichts, Schuld häuft sich auf Schuld, eine Noth folgt der andern und heute früh haben sie uns sogar die letzte Kuh abgepfändet. Der Vater weiß noch nichts davon; eben als Sie kamen, verlangte er etwas warme Milch — ich kann ihm nur das kalte Brunnenwasser hinreichen.

Du lieber Gott! sprach der Aktuarius für sich: Dein Himmel ist voll heitern Sonnenglanzes, Deine Erde voll Blüthen und Gesang, und dieses fromme Herz soll in Kummer, diese schönen Augen in Thränen übergehen? — Ich bin zur rechten Stunde gekommen! — Lebt wohl, Ihr blauen Berge! lebe wohl Du mächtiger Strom! Hier ist meine Pfingstreise beendigt!“ — und hiermit drückte er dem erstaunten Mädchen die 6 Goldstücke in die Hand, und ritt fröhlich von dannen. —

„Was tausend! rief der Amtmann: als er den Aktuarius am andern Morgen in der Kirche traf: woher denn schon wieder? Sie sollen ja reisen, reisen in Gottes freie schöne Welt und nicht hier zu Hause sitzen!“

„Ei, ich bin auch gereist, erwiederte der Aktuarius: Ich habe viel Schönes und Herrliches gesehen, weit mehr, als ich geglaubt hatte. Nehmen Sie meinen Dank für diese Reise!“ und hiermit schlug er sein Gesangbuch auf und stimmte froh und andächtig in das Morgenlied mit ein:

„Mein erst Gefühl sei Preis und Dank;
„Erhebe Gott, o Seele!“ —

G . . . . n.

Graf Altenburg.





H. Ramberg. del. A. W. Böhm



Der tapfere deutsche Kaiser Heinrich der I., wegen seiner großen Liebe zur Jagd auch der Vogelsteller genannt, zog von seinem Schlosse Memleben an der Unstruth zu einer Hofhaltung nach Regensburg. Nun begab sich's eines Morgens, daß er auf der Jagd einen Hirsch, mit einem Geweihe über die Maaßen groß, gewahr wurde; dem jagte er nach und kam dabei ab von allen seinen Hofleuten und Dienern, konnte solche auch nicht wieder finden, denn es entstand ein gar dicker Nebel, welcher das Licht der Sonne verbarg und die ganze Gegend um ihn her verhüllte. Als der Nebel sich endlich verzog, entdeckte der Kaiser eine alte feste Burg auf einem hohen Berge, der mit Wald dicht umwachsen war. Dessen erfreute er sich sehr und wollte darauf zueilen, damit ihn die Nacht in dieser Wildniß nicht überfiele; aber er mußte sich erst gar mühsam mit dem Schwerdte eine

Bahn hauen durch das wildverwachsene Gebüsch, und darüber war die Zeit vergangen also, daß es schon finster zu werden begann, als er vor dem Burgthore anlangte. Hier rief er mit lauter Stimme, daß man ihm aufthun sollte. Der Ritter, welcher in der Veste hauste, kam auch alsbald an die Zugbrücke und fragte: was der Fremde begehre? Da der Kaiser nun antwortete: „ich habe mich verirrt; gebt mir Herberge und Brod, damit ich mich ein wenig stärken und morgen wieder heimkehren mag!“ so wurde die Zugbrücke niedergelassen, Speise und Trank reichlich aufgetragen und alle Ehre dem Gaste erwiesen. Als dieser sich genugsam erholt hatte, richtete der Wirth an ihn allerlei Fragen, besonders wer er sei und von wannen er komme? Er gab vor, er sei ein fränkischer Ritter, und damit man nicht den Kaiser in ihm erkenne, verstellte er Stimme und Sprache; auch war er unkenntlich dadurch, daß er seinen Bart, aus Gram über eine verlorne Tochter, schon seit Jahren hatte wachsen lassen.

„Was hört man denn vom Kaiser Heinrich sagen?“ fragt die freundliche Wirthin zutraulich. „Wisset Ihr noch nicht, daß der

Kaiser gestorben ist? lautete die Antwort. „Dank Euch, Herr Ritter, Ihr bringt uns frohe Zeitung!“ sprach der Wirth, „ich bin Graf Albrecht von Altenburg, der ehemals bei dem Kaiser in großer Gnade stand und an seiner Seite manchen Feldzug mitmachte; den aber eine Unvorsichtigkeit hierher in diese Wildniß gebannt hat.“ Und nun erzählte Graf Albrecht wie er einmal geglaubt: der Kaiser habe einen Feldzug ungerechter Weise unternommen, und wie er seines Herzens Meinung darüber dem Herrn unverholen gesagt, ohne diejenige Schonung zu beobachten, welche die Ehrfurcht für denselben ihm hätte gebieten sollen. Das hätte aber den Kaiser sehr aufgebracht, so daß er ihn im Zorn von sich und seinem Hofe verwiesen. „Als ich nun nicht mehr um den Kaiser war,“ fuhr Albrecht in seiner Erzählung fort, „benutzten solches meine Feinde, sie verläumdeten mich, und, um den Kaiser mehr noch gegen mich zu erbittern, und meine Zurückkunft auf immer zu verhindern, gaben sie vor, ich sei zu seinen Feinden übergegangen und wollte die Waffen gegen ihn, als einen übermüthigen Eroberer, führen. Da ergrimmte der Kaiser; ob-

gleich er mich früher so werth gehalten, glaubte er dennoch meinen Verläumdern und prüfte nicht ihre Anklage; er schwor mich als Verräther zu bestrafen und versprach demjenigen, der mich todt oder lebendig ihm überliefern würde, einen großen Lohn. Als mir das von redlichen Freunden durch Eilboten berichtet wurde, floh ich mit Frau und Kindern in diese Wildniß und bezog diese alte einsame Burg, wo ich bisher unter einem fremden Namen, ganz in der Stille und unerkannt gelebt habe. Jetzt darf ich nun wieder zurückkehren, meine Güter wieder in Besitz nehmen und für mich und meine herzliebe Hausfrau wird durch des Kaisers Tod gleichsam ein neues besseres Leben in der Welt wieder aufgehen!

Am andern Morgen nahm der Gast mit Dank Abschied; Wirth und Wirthin begleiteten ihn bis über die Zugbrücke und ließen ihn dann mit ihren guten Wünschen weiter ziehen. Der Kaiser aber gab wohl Obacht auf den Ort und die Gelegenheit im Walde, denn es war nicht mehr so neblich als am vorhergehenden Tage, und an den zerhauenen Zweigen war der

Rückweg auch leicht zu finden. Als er nun in Regensburg wieder ankam, wurde er von dem Volke, das ihn sehr liebte, mit großer Freude empfangen, denn man war um ihn sehr bekümmert gewesen und hatte gefürchtet, es wäre ihm irgend ein Leid geschehen. Nach etlichen Tagen ließ nun der Kaiser mehrere von den anwesenden Fürsten zu sich entbieten und forderte sie auf, ihn mit einigen Kriegsleuten auf einem kleinen Streifzug zu begleiten. Die Herren folgten dem Kaiser und so ging es denn hinauf zu der Albrechtsburg; voraus aber mußten Zimmerleute mit Aexten gehen und die Bäume umhauen, damit Bahn wurde. Bald vernahm oben auf der Burg der Graf das Fällen der Bäume, welches immer näher und näher kam; er eilte über die Brücke, um zu sehen was es denn gäbe, da aber erschien ein Herold und sprach: „Vernehmt was Noth thut! Kaiser Heinrich, den Ihr neulich bewirthet aber nicht erkannt habt, sendet mich; er läßt Euch durch mich absagen auf Leben und Tod." Der Graf erschrack wohl sehr, faßte sich aber bald und sprach: Widerstand kann und mag ich meinem Kaiser nicht leisten; ich begehre ritterliche

Behandlung und freien Abzug mit Weib und Kind. Da trat der Kaiser selbst hervor und sprach: „freien Abzug sollst Du haben, aber nur auf Deine Güter, die ich Dir wieder gebe gegen diese alte Burg. Dein Leben wollte ich Dir nehmen, so gieb mir nun Deine Kinder, denn die sind ja Dein Leben, auf daß ich für sie sorge!“ Als der Kaiser also redete, eilte der ehrwürdige Pater Simon, der Beichtiger des Grafen, der ihn hinaus begleitet hatte, in die Burg zurück, und brachte die Gräfin mit ihren Kindern herbei. Alle sanken dem Kaiser zu Füßen und der Kaiser nahm die Kinder eins nach dem andern auf seinen Arm, herzte sie und sprach: „nun, Graf! zieht Ihr alle mit mir gen Regensburg. Ihr habt hier lange genug dafür büßen müssen, daß Ihr einmal zur Unzeit Euch das Maul verbrannt. Ich will Euch Eure Leiden vergelten, so wahr ich wieder Euer gnädiger Kaiser Heinrich bin. Ihr, meine gütige Wirthin, gebt mir Euern Arm, daß ich Euch hinunter führe den bösen Weg, und Ihr, ehrwürdiger Vater, bleibt einstweilen hier, bis ich weiter über Euch und diese Burg verfügt haben werde.“ Graf Altenburg hat

nachher jederzeit seine Worte wohl überlegt, bevor er solche ausgesprochen. Die Wahrheit kann und soll man immer sagen; es kommt aber darauf an, wann und vornämlich wie man solche sagt.

S — n.

Die beiden Schwestern.



H. Ramberg del. A.W. Böhm.



Am Hofe des Herzogs war alles in tiefer Trauer. Der Tod der jungen liebenswürdigen Prinzessin hatte alle Herzen mit Betrübniß erfüllt, und Niemand sah ohne Leid und Liebe das schöne holde Bild verbleichen. An ihrem Paradebette versammelte sich Jung und Alt, zahllose Augen starrten weinend auf das geschlossene liebliche Augenpaar, und so sammelte sich um den Sarg der holdseligen Jungfrau und um die reiche Lichterkrone, die ihn auf leuchtenden Kandelabern umgab, eine stille Glorie aus zitternden Thränendiamanten.

Zu dieser Zeit befanden sich die beiden Töchter des Grafen von X., Sidonie und Ida, in der Residenz. Der Vater hatte sie bisher, entfernt von der großen Welt, auf seinem alten, in den hohen Gebirgen liegenden Schlosse erzogen; er wollte jedoch, daß, nachdem sie zu Jungfrauen herangewachsen waren,

sie jetzt einen Winter in der Hauptstadt verleben möchten, damit sie hier in allen weiblichen Vollkommenheiten mehr noch ausgebildet werden, und im Umgang mit den klügsten und ausgezeichnetsten Menschen Ton und Sitten der feinen Welt annehmen möchten. Er hatte sie deshalb in das Haus seines in der Residenz wohnenden Bruders gebracht, und sie durch diesen selbst am Hofe des Herzogs vorstellen lassen, denn dieser Hof war ein Muster nicht allein aller höhern feinen Lebensart, sondern auch der reinsten Sitten, und gab selbst zu wissenschaftlicher Ausbildung und geistreicher Unterhaltung die beste Gelegenheit.

Der Aufenthalt in der großen Stadt und die vielseitigen neuen Eindrücke wirkten aber sehr verschieden auf die beiden jungen Mädchen, die bisher einsam und nur im Umgang mit der Natur erzogen worden waren. Die sanfte Ida erfreute sich recht wahrhaft der größern Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Kenntnisse und zur Ausbildung ihrer Anlagen; sie erkannte bald, daß Wohlwollen, Aufmerksamkeit und zarte Schonung die Seele des Betragens sein müsse, wenn man sich wahre Zu-

neigung und Achtung erwerben wolle, und daß ein Mädchen nur auf die Dauer gefallen könne, wenn sie mit der äußeren Liebenswürdigkeit ihrer Sitten, auch Reinheit des Herzens und sorgfältige Ausbildung des Geistes zu verbinden suche. Sie benutzte daher die sich ihr darbietende Gelegenheit mit Fleiß und Eifer, und ob sie gleich bald große Fortschritte machte, blieb sie doch anspruchslos und bescheiden, hörte gern zu, wenn ältere verständigere Personen sprachen, um aus ihrer Unterhaltung zu lernen, und fühlte sich niemals zurückgesetzt, wenn man sie auch wirklich einmal kaum bemerkt hatte.

Andern Sinnes war aber die ältere Schwester Sidonie; sie lernte und trieb nur was ihr Vergnügen machte, und flog unstät von einem Gegenstande zum andern, denn nicht die größere Gelegenheit zur höheren Geistesausbildung, sondern nur die Zerstreuungen der großen Stadt waren für sie die Hauptsache; im Nachdenken, ob sie den verflossenen Tag über auch gefallen, ob man sie ausgezeichnet oder vernachlässigt habe, schlief sie des Abends im stolzen Triumph, oder mit neidischem Aerger ein; mit dem Gedanken, wie sie sich putzen und schmük-

ken, und welche Vergnügungen sie am nächsten Tage genießen wolle, erwachte sie am Morgen wieder. Während Ida ihre Bücher und Musikalien für den Tag zurecht legte, oder sich an den Schreibtisch setzte, ordnete Sidonie ihren Putz, oder las einen Roman; während Ida oft mit Sehnsucht die Zeit herbei wünschte, die sie ihrer stillen Heimath und ihren lieben Eltern wieder zuführen würde, sprach Sidonie nur davon, daß sie nicht mehr in das väterliche unheimliche Schloß zurückkehren, sondern immer in der Residenz bleiben wolle.

Beide Mädchen waren von der fürstlichen Familie freundlich empfangen worden, und wurden, da man den Vater hoch ehrte, und sich an der Liebenswürdigkeit der Töchter erfreute, oft an den Hof gezogen. Anfangs übersah man hier die einfache, bescheidene, schüchterne Ida, und zeichnete allgemein die stolze wunderschöne Sidonie aus, die sich bald mit Geschick und Leichtigkeit in diesem neuen Elemente zu bewegen wußte.

Aber das reine tiefe Gemüth der liebenswürdigen Prinzessin erkannte bald Idas größeren Werth, suchte sie vor allen liebreich an sich zu

ziehen, und entschädigte sie für manche Zurücksetzung reichlich durch eine wahrhaft schwesterlich innige Hingebung.

Die Winterlustbarkeiten sollten nun bald ihren Anfang nehmen; Opern und Hoffeste waren bereits angeordnet, und Sidonie dachte schon an nichts weiter, als an Tanz und Putz. Da erkrankte plötzlich die Prinzessin, menschliche Hülfe war zu schwach, sie starb. An die Stelle der nahen rauschenden Feste trat die Begräbnißfeier der Prinzessin; statt des bunten farbigen Schmuckes sah man nur Trauerkleider in der Hauptstadt, und an dem Sarge der zu früh Vollendeten gedachte jeder nur an die Hinfälligkeit auch der schönsten Blüthen, und an die Vergänglichkeit irdischer Frühlingsblicke, deren einer die Prinzessin selbst gewesen war.

Sidonie hatte bei der Todesnachricht zwar auch geweint, aber nicht sowohl aus Mitgefühl, als aus Verdruß darüber, daß sie die Stickereien und Spitzen, die vor ihr ausgebreitet lagen, und den Schmuck, der aus dem geöffneten Kästchen ihr entgegen leuchtete, nun nicht würde anlegen können. Sie suchte sich für diese Entbehrung endlich dadurch zu ent-

schädigen, daß sie sich einen kostbaren Trauerstaat machen ließ, und viele Stunden damit zubrachte, sich damit zu schmücken. Ida war längst zum Sarge der geliebten Fürstin hingeeilt, sie weinte recht aus Herzensgrunde und der Ausdruck ihres tiefen Leides war so sanft, so rührend und doch so wahr, die Schüchternheit, mit der sie ihren Schmerz unter dem einfachen schwarzen Flore verbarg, so voll Lieblichkeit und Anmuth, daß selbst die gebeugte Mutter der Prinzessin davon ergriffen wurde, das holde Mädchen an ihre Brust zog und sagte:

„Du warest es werth, daß mein Kind
„Dich liebte; Du hast es auch geliebt,
„wahrhaft und rein; Du sollst es nun
„mit mir beweinen!“

Endlich trat auch Sidonie, geschmückt wie die Königin der Nacht in den Trauersaal. Sie blickte gleichfalls auf die Hülle der Prinzessin, fand dieselbe äußerst hold und reitzend im Todesschlummer hingegossen, und die Bekleidung der Leiche und des Sarges geschmackvoll erfunden und prächtig ausgeführt. Sie äußerte mit stolzem Lächeln den frevelhaften Wunsch, einmal auch so im Schimmer der Be-

leuchtung, auf Blumen und Atlaspolstern gebettet, nicht todt, sondern in einer Art bewußten Verzauberung hingestreckt, von allen Blicken angestaunt und bewundert zu werden, und so die Urtheile vernehmen zu können, die man von ihr, der Todtscheinenden dann unverholen aussprechen werde. — Nach dieser leicht hingeworfnen Aeußerung, die jedoch von den Umstehenden mit Schweigen aufgenommen wurde, schaute Sidonie in die ihr gegenüberstehende Spiegelwand, die heute Niemandem zum Beschauen der Eitelkeit diente; sie erkannte, wie ihre Schönheit auf dem schwarzen Trauergrunde nur noch mehr emporstrahle, und dachte bei sich selbst: ich will mit Freuden um die Prinzessin trauern, denn wenn alle übrigen Farben erloschen sind, erscheint das Gestirn meiner Schönheit im vollsten Lichte.

Bei einbrechender Nacht wurde die Prinzessin begraben. Fackeln warfen ihren rothen Schein über den schwarzen langen Trauerzug, die Glocken klagten durch die finstre Nacht, und die Todtenhalle glänzte von Kerzenschimmer wie ein Festsaal, wo man eine Braut empfangen will. Alle, die die geliebte Leiche begleiteten, hatten

sich in warme Kleider gehüllt, denn durch die kalte Nacht wehte ein schneidender Wind. Nur die eitle Sidonie wollte die Schönheit ihres Staates unter keiner Hülle verbergen, und trotzte in ihrer höchst leichten Bekleidung der rauhen erkältenden Witterung. — Schon war es spät geworden, als die Schwestern sich wieder auf ihrem Zimmer befanden. Sidonie verschwieg, daß sie sich sehr unwohl fühle, und das Blut ihr krampfhaft nach dem Herzen zurückdringe; sie warf sich scheinbar gleichgültig in das Sopha und suchte sich durch ihre Guitarre zu zerstreuen, auf der sie mehrere leichte fröhliche Melodien zu spielen begann. Aber es war etwas Unheimliches in ihrem Wesen, so daß die sanfte Ida der tiefsten Bekümmerniß sich nicht erwehren konnte, während sie mit gefalteten Händen neben ihr saß und ihre sorgenvollen Blicke auf sie richtete. Sidonie wurde immer blässer und blässer, das Auge immer starrer, die Lippen bebten immer mehr, bis sie mit einem Male krampfhaft die Saiten des Instruments zerriß, und mit einem lauten Aufschreien besinnungslos zurück sank.

Die erschrockne Ida weckte laut jammernd

das ganze Haus; man eilte jede ärztliche Hülfe herbei zu schaffen und anzuwenden, allein alles war vergeblich, Sidonie wollte nicht wieder erwachen, und so geschah es denn, daß kaum 3 Tage nach dem Begräbniß der Prinzessin die stolze Sidonie wirklich im Schimmer der Beleuchtung und auf Blumen und Atlaspolstern gebettet, im Sarge lag. Aber ihr kühner frevelhafter Wunsch sollte ganz in Erfüllung gehen, denn sie war nicht wirklich todt, sondern ein unbesiegbarer gewaltiger Starrkrampf hielt ihren Körper todtenähnlich gefesselt, während sich die Seele dieses schrecklichen Zustandes bewußt war, und alles vernahm, was um sie her vorging. — Man hatte einen Eilboten nach dem Schlosse der Eltern gesendet, sie kamen und traten jammernd an den Sarg ihres schönen früh verblühten Kindes. Aber der alte Oheim, in dessen Hause Sidonie sich jetzt eben befand, tröstete die Eltern, indem er versicherte, daß der Tod für Sidonie gewissermaaßen als ein Glück zu betrachten sei, denn sie habe nur an allem Sinnlichen, irdisch Vergänglichen gehangen, und würde gewiß späterhin höchst unglücklich geworden sein, wenn sie

die Freuden der Welt nicht mehr hätte genießen können. Wie er nun ihren Leichtsinn, ihre herzlose Eitelkeit nicht verschweigen mochte, so rühmte er dagegen mit wahrer Innigkeit das Betragen und ganze Wesen der bescheidenen sanften Ida, und pries die Eltern glücklich, denen ein solches Kind geblieben sei.

Unter den vielen, welche hinzuströmten, die stolze Jungfrau nun im Sarge zu sehen, von denen manche Mutter ihrer Tochter die Lehre gab: „Sieh so vergeht alles Eitle in der Welt!“ manche frühere Freundin ein hartes Urtheil über die Todte aussprach, unter diesen erschien auch die Herzogin Mutter; sie wollte die Eltern selbst trösten, denn sie wußte ja, wie weh der Verlust einer Tochter dem Herzen thut. Sie nahm die trauernde Gräfin bei der Hand und sagte:

> „Fassen Sie Muth und Trost! Gott hat die stolze Blume gebrochen, die nur sich selbst liebte und ihr Haupt über alle erheben wollte, er hat ihnen dagegen die schöne liebliche Rose gelassen, die bescheiden blüht, und alles um sich her durch ihren Duft erquickt!“

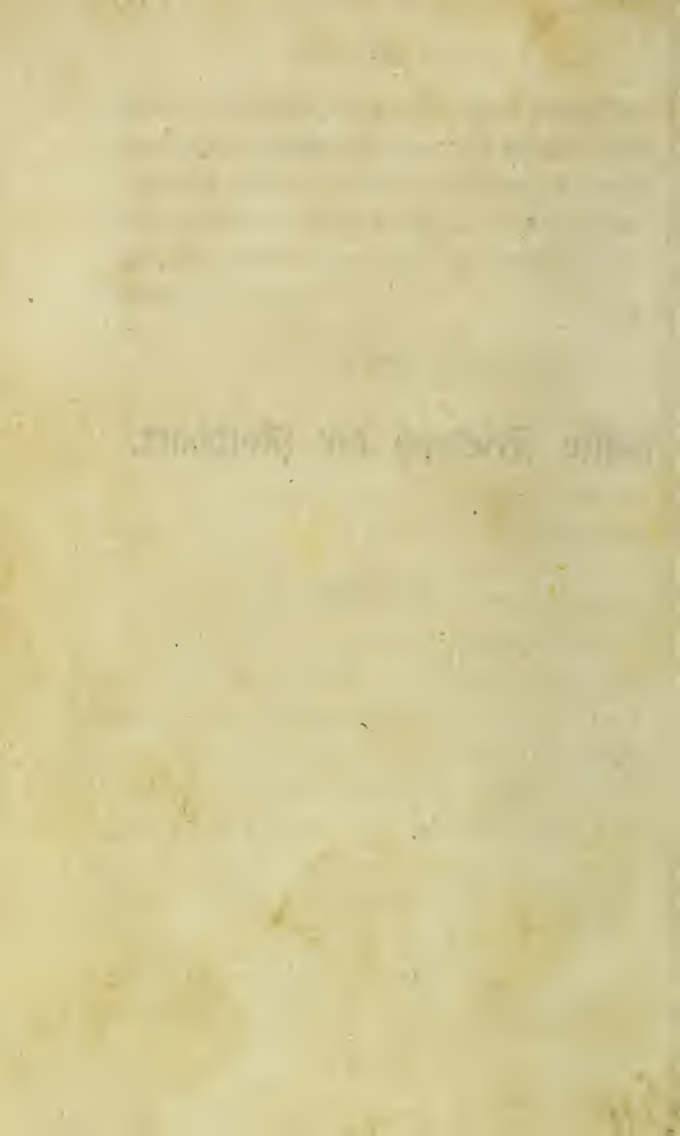
und hiermit schloß sie die sanfte Ida an ihre Brust und legte sie dann in die Arme der Mutter.

Sidonie lag regungslos, aber sie vernahm alles; es war ihr, als ob die Posaune des Weltgerichtes ertönte und ihr zuriefe: „Kehre in Dich, Sidonie, reiße Dein Herz los von der Eitelkeit der Welt, und wende Dich zum ewigen Erbarmer, so wirst Du diesmal noch vom Tode gerettet werden!“ Da zog eine unnennbare Wehmuth durch das kalte Herz und erwärmte es wieder, ein leises Gebet, wie aus einem Grabe, stieg daraus empor und hauchte das Gelübde der Bußfertigkeit, und stille heiße Tropfen drängten sich wieder leise und belebend unter die seidenen Wimpern. — Da endlich wich der Starrkrampf, Sidonie schlug die Augen wieder auf, und, wie am Tage der Auferstehung, erfüllte das Entzücken des Wiedersehens aller Herzen. — Sidonie verschwieg, daß sie alles gehört hatte, sie hielt jedoch ihr Gelübde und änderte auch wirklich ihren Sinn; sie hatte ja eine harte Lehre empfangen über die vergänglichen Güter dieser Welt; aber sie wurde niemals wieder recht heiter und froh,

denn unvergeßlich stand ihr jener furchtbare Augenblick des Gerichts vor der Seele. Ida aber wandelte fort in ihrer Unschuld und Reinheit, sie wurde ein glückliches Weib und eine gesegnete Mutter, und sah sich von allen geliebt und verehrt!

Ernst v. Houwald.

Kaiser Friedrich der Rothbart.





H. Ramberg del. Jos. Stöber sc. Viennæ.



Vor ungefähr 630 Jahren unternahm der deutsche Kaiser Friedrich I., der Rothbart genannt, einen Kreuzzug gegen die Türken in Asien, um aus ihren Händen das heilige Land wieder zu erobern, wo Christus gelebt, gelehrt, gelitten hatte, und wo er am Kreuze gestorben war. Alle Kämpfer die dem Kaiser folgten, trugen ein Kreuz auf der Schulter, ein Kreuz auf ihren Fahnen, und hielten ihr Unternehmen für ein heiliges, Gott gefälliges Werk. Aber viele der edelsten und tapfersten Ritter kehrten nicht wieder in ihre Heimath zurück, sie unterlagen theils den Mühseligkeiten des Feldzuges theils dem Feinde selbst und fanden ihr Grab in dem fremden Lande. Zu diesen gehörte auch Konrad von Feuchtwangen; der Kaiser, der ihn nach einem mühsam errungenen Siege schwer verwundet und sterbend auf dem Schlachtfelde fand, ließ ihn in sein eignes Zelt

tragen und alles nur mögliche anwenden, um das Leben eines Mannes zu retten, der zu seinen treusten Freunden gehörte. Aber Konrad fühlte, daß es vergeblich sei, und sprach zum Kaiser:

„Habt Dank, mein hoher Herr! für Eure Sorge, allein der Tod verlangt sein Recht, ich fühle, er naht unaufhaltsam. Wollt Ihr mir aber einen Trost im Sterben gewähren, so laßt Euch meine beiden unerzogenen Söhne empfohlen seyn. Sie haben mich hierher begleitet, um früh zu lernen, wie man für Gott und seinen Kaiser kämpfen und sterben muß!“ —

Der Kaiser sah die beiden stattlichen Knaben weinend am Sterbelager des Vaters knieen und antwortete: „Ich will für Deine Söhne sorgen, als wären es meine Kinder! ich will für sie selbst in der Noth das Leben wagen, wie Du das Deinige jetzt für mich hingiebst!“

Konrad verschied, und der Kaiser hielt Wort. Er übergab die Söhne seines Freundes einem zuverlässigen erfahrnen Kriegsmann, der sie in ritterlicher Kunst und Sitte unterrichten, und sie zu Helden und braven Menschen erziehen sollte. So lange der Kaiser im Lager

anwesend war, mußten die Knaben stets um ihn seyn, sobald er aber einen Streifzug machte, ließ er die Knaben unter sicherer Bedeckung im Lager zurück, indem er vermeinte, daß sie hier viel sicherer wären, als in seiner Nähe, weil er selbst immer die größte Gefahr aufsuche. Eines Tages kehrte der Kaiser von einem solchen Zuge siegreich zurück; da flogen ihm aber Boten entgegen und meldeten: daß, während er dort gesiegt, der Feind hinter seinem Rücken mit großer Uebermacht das Lager überfallen und geplündert habe, und daß jene beiden Knaben mit ihrem Erzieher verschwunden wären! — Das letztere ging dem Kaiser mehr zu Herzen, als der Verlust des Lagers; er eilte dem Feinde nach, allein es war zu spät; er ließ allenthalben sorgfältig nach den beiden geliebten Kindern nachforschen, allein man fand nur den Leichnam ihres alten treuen Erziehers, der wahrscheinlich in ihrer Vertheidigung sein Leben geopfert hatte. Da ahnte der Kaiser ihr Schicksal und schon am nächsten Tage ward seine Ahnung zur Gewißheit. Es erschienen nämlich Abgeordnete von dem türkischen Fürsten Mahmud, in dessen Gebiet der Kaiser

eben eingefallen war, und meldeten ihm: die beiden Knaben befänden sich zwar in der Gefangenschaft ihres Herrn, es wolle derselbe sie aber dem Kaiser zurückgeben, da er wohl erfahren, wie lieb ihm diese Kinder wären, sobald der Kaiser auf der Stelle das Gebiet Mahmuds zu verlassen und die gemachten Eroberungen und Beute zurückzugeben verspreche. Wenn der Kaiser diese Bedingungen aber nicht annehmen wolle, so werde sich Fürst Mahmud mit den beiden Knaben auf seine feste Burg am Meere zurückziehen, und ob er dort sich gleich für unbesiegbar halte, so werde er doch die Knaben auf der Stelle umbringen lassen, sobald der Kaiser einen Angriff auf die Burg wage. Er habe daher keine Hoffnung, seine Lieblinge jemals wieder zu sehen, sobald er diesen Vertrag nicht eingehen wolle.

Wie schmerzlich der Kaiser auch durch diese Nachricht überrascht war, so empörte sich dennoch sein ritterlicher Sinn gegen ein solches Anerbieten. Sagt Eurem Fürsten, rief er den Gesandten zu: ich verachte seinen Vorschlag, denn es läuft meiner kaiserlichen Ehre zuwider, die Knaben durch solche Mittel zu befreien.

Sagt ihm, ich würde mit Gott wohl einen andern Weg dazu ausfinden, der eines Helden und Kaisers würdig ist, er aber hafte mir mit seinem Kopfe für das Leben meiner Kinder!“

Mit dieser Antwort ließ er die Gesandten zurückkehren. Mahmud that hierauf, wie er gesagt hatte, er begab sich mit den beiden Knaben auf das Schloß am Meere, das für eine unbesiegbare Feste galt. Von der Landseite führte ein schmaler leicht zu vertheidigender Damm, dessen Brücken überdieß augenblicklich abgebrochen werden konnten, nach dem Schlosse, und auf der Seite nach dem Meere zu war ein großer Zwinger angelegt, in welchem eine Anzahl reißender Thiere, als die sichersten furchtbarsten Wächter des Schlosses gehalten wurden. Hier nun beschloß Mahmud zu erwarten, was der Kaiser unternehmen werde; er kannte die Kühnheit dieses Helden, und glaubte ihr nur auf diese Weise Schranken setzen zu können. Bisher hatte Mahmud die beiden Knaben in der strengsten Gefangenschaft, und entfernt von sich gehalten; hier aber in dieser einsamen Feste sah er sie täglich, und fühlte sich nach und nach zu ihnen hingezogen. Die Knaben waren an=

fangs wohl sehr niedergeschlagen, und besonders durch den Tod ihres Lehrers innig betrübt gewesen; bald aber, und nachdem sie bemerkt, daß die Feinde einen hohen Werth auf ihren Besitz legten, hatten sie sich in ihr Schicksal gefunden, denn sie achteten sich nunmehr den übrigen Kriegern gleich, und wollten nach Rittersitte und mit männlichem Muthe ihre Gefangenschaft ertragen, bis sie ihr väterlicher Freund, der Kaiser, wieder befreien werde. Es kam keine Klage mehr über ihre Lippen, sie sprachen sich gegenseitig Geduld und Muth zu, und selbst keine Bitte um Linderung ihrer strengen Gefangenschaft konnte ihnen erpreßt werden. Als sie unter sicherer Begleitung nach der festen Burg am Meere gebracht worden waren, ließ ihnen Mahmud die Fesseln abnehmen, und sie vor sich führen. Er eröffnete ihnen hier mit strengen Worten, daß der geringste Versuch, den sie oder der Kaiser zu ihrer Befreiung unternehmen wollten, unausbleiblich ihren Tod nach sich ziehen würde, und indem er ihnen die Bedingungen nannte, unter welchen er dem Kaiser ihre Freiheit versprochen, forderte er sie auf, einen Brief an den Kaiser zu

schreiben, und ihn flehentlich zu bitten, daß er dieß alles erfüllen möge, um sie zu retten und so sein Wort zu lösen, welches er ihrem sterbenden Vater gegeben. Aber die Knaben ließen sich durch keine Drohung schrecken, sie verweigerten standhaft, was der türkische Fürst von ihnen begehrte, und der Aelteste sagte:

„Der Kaiser hat Recht, wenn er jene schimpflichen Bedingungen verwirft; er weiß recht gut, was er von uns fordern darf, und daß wir für die heilige Sache eben so gern Freiheit und Leben opfern werden, als es unser Vater gethan!“

Mahmud versuchte sie durch scheinbaren Zorn zu schrecken, und schilderte ihnen den qualvollen Tod, den er sie sterben lassen werde. Aber der Jüngere von den beiden Knaben sah ihm darauf ins Gesicht und sagte:

Wir haben Dich für einen edlen Feind gehalten, als ein solcher kannst und darfst Du nicht also mit uns verfahren. Willst Du Dich jetzt vor uns erniedrigen und uns glauben machen, Du seist grausamer als ein wildes Thier? —

Mahmud erstaunte über diese Gesinnun-

gen, er beschloß aber die Christenknaben noch härter zu versuchen. Er ließ sie in ihre Haft zurückführen, sie strenger halten als jemals, und ihnen kaum die dürftigste Kost reichen. Als sie nun mehrere Tage also zugebracht hatten, trat eines Abends der Gefangenwärter zur ungewöhnlichen Stunde in ihren Kerker, brachte ihnen bessere Speisen, gab ihnen sein Mitleid mit ihrem traurigen Schicksale zu erkennen, beklagte sich selbst über die Grausamkeit und Härte seines unmenschlichen Gebieters und forderte sie auf, ihm zu folgen. Er führte sie hierauf leise in ein Gemach, aus welchem sie durch eine offenstehende Thüre den Fürsten Mahmud ruhig auf seinen Polstern schlummern sahen. Hier sagte er ihnen, daß er sie und auch sich selbst nunmehr zu rächen und zu retten bereit sei, daß der Nachen am Meere schon ihrer harre, auf welchem er sie dem Kaiser wieder zuführen werde, daß sie, um ganz sicher zu sein, jedoch erst dem schlummernden Tyrannen dort ihre Dolche ins Herz stoßen müßten, wozu er einem jeden von ihnen einen Dolch in die Hand drückte. Aber die Knaben wendeten sich verachtend von dem Versucher

und wollten zurück in ihre Haft; da sprach der Gefangenwärter:

„Wenn Ihr zu einer kühnen That denn zu feige seid, so will ich allein für uns das Werk verrichten!“ Hiermit schritt er mit erhobenem Dolche auf das Lager des Fürsten zu. Aber so weit ließen es die ritterlichen Knaben nicht kommen; der älteste fiel dem Sklaven in den Arm, und hob seinen eignen Dolch gegen ihn; der jüngere aber sprang auf Mahmud zu, rüttelte ihn und rief:

„Erwache! Dein Leben ist in Gefahr! nimm diesen Dolch und vertheidige Dich gegen den Meuchelmörder!“

Da erhob sich der Türkenfürst, der nur scheinbar geschlummert, und alles mit angehört hatte, von seinem Polster und sprach:

„Behaltet jene Dolche zum Andenken an mich! ich werde dieser Stunde auch nicht vergessen!“

Er ließ die Knaben nicht mehr in ihre Haft führen, sie mußten fortan in seiner Nähe bleiben, und wurden von ihm wie Freunde behandelt.

Während sich dieß auf der finstern Burg

am Meere begab, war der Kaiser ernst und still mit sich zu Rathe gegangen, wie er seine Lieblinge retten möge? — Die Furcht, daß Mahmud sein Wort halten und sie umbringen lassen könne, wenn ein offenbarer Angriff auf die Feste gewagt würde, hielt ihn von diesem Unternehmen zurück. Er beschloß daher durch eigne Kühnheit das Ziel zu erringen, und allein den Versuch zu ihrer Rettung zu wagen. Den Oberbefehl des Heeres übergab er seinem vertrautesten Freunde, er befahl ihm, seine Entfernung aus dem Lager geheim zu halten, damit das Heer nicht muthlos werden möge; sollte er jedoch binnen 3 Tagen nicht wieder zurückkehren, so möge er das türkische Schloß am Meere mit aller Macht angreifen und ihn dort suchen, denn er gedenke mit Gott die beiden theuren Kinder dort aus gefährlicher Gefangenschaft zu erlösen und so sein kaiserliches Wort, das er dem sterbenden Vater gegeben, zu halten! —

In der folgenden Nacht legte der Kaiser ein schlechtes Gewand an, packte seine Rüstung und seinen Mantel auf sein Roß, und ritt, während das Heer im tiefen Schlafe lag, eilig

nach jener Burg zu. Als der Morgen dämmerte, erreichte er eine einsame Fischerhütte. Der Bewohner derselben nahm ihn gastfrei auf, zeigte ihm, auf sein Befragen, das feste Schloß, das sich in einiger Entfernung am Meeresufer erhob, und erzählte ihm viel von dessen Unzugänglichkeit, und wie es auf der offnen Meeresseite von furchtbaren Löwen und Tiegern bewacht werde. Er wußte, daß Fürst Mahmud jetzt dort anwesend sei und zwei Christenknaben gefangen halte, und gestand, daß er in Abwesenheit des Fürsten jenes Schloß wohl öfter besucht habe, um die wilden Thiere in der Nähe zu sehen. Endlich erfuhr der Kaiser noch von ihm, daß sich mitten im Thierzwinger eine Fallthüre befinde, die durch einen unterirdischen Gang nach dem sogenannten Löwenthurme, dem Aufenthalt der Gefangenen führe, daß auf diesem Wege schon mancher Gefangene die Flucht versucht hätte, aber jedesmal von den Thieren gräßlich zerrissen worden wäre.

Der Kaiser entwarf hierauf den kühnen Plan zur Rettung seiner Lieblinge. Er bat den Fischer, ihm einige Rast in seiner Hütte zu gönnen, und warf sich scheinbar ermüdet auf ein

Lager; als aber der Fischer, um Holz zu holen, in den nahen Wald gegangen war, und ihn allein in der Hütte gelassen hatte, sprang er vom Lager auf, zog seine Rüstung an, stieg in den Nachen des Fischers, und fuhr getrosten Muthes nach dem Schlosse zu.

Der Fischer aber war ihm bereits zuvor gekommen. Er hatte wohl gemerkt, daß sein unbekannter Gast ganz besondere geheime Absichten haben müsse, und war auf der Landseite eilig nach dem Schlosse gelaufen, um dem Fürsten alles zu hinterbringen. Mahmud schloß aus der Beschreibung, die ihm der Fischer von dem Fremden und besonders von dessen Barte machte, augenblicklich, daß es niemand anders, als der Kaiser selbst sei, und als man ihm überdieß noch meldete, es lasse sich ein Nachen auf dem Meere sehen, der nach dem Thiergarten zu rudre, konnte er eine geheime Freude nicht verbergen, daß sein größter Feind seinem eignen Tode also entgegenlaufe. Um die Thiere noch blutdürstiger zu machen, befahl er, daß sie nicht gefüttert werden sollten, und begab sich mit einigen Vertrauten in das obere Gemach des Löwenthurms, um von dort aus un-

bemerkt den Verlauf des Unternehmens mit anzusehen.

Bald darauf nahte der Kaiser in seinem Nachen. Es war um die Mittagszeit, er hatte gehofft, die sattgefütterten Thiere schlafend zu finden, deshalb befremdete es ihn nicht wenig, als er sie von fern schon brüllen hörte, und unruhig im Zwinger umherlaufen sah. Er fühlte die Gefahr, aber er hatte nun einmal beschlossen, sie zu bestehen. Hinter einem kleinen Gebüsch landete der Nachen; der Kaiser war in voller Rüstüng und hatte seinen Mantel über sich geworfen. Er zögerte nicht und eilte mit gezogenem Schwerte auf die große Fallthüre zu. Aber im Augenblick gewahrten ihn die Ungeheuer; sie sprangen in furchtbaren Sätzen auf ihn los, allen voraus ein riesiger Panther, und erreichten den Kaiser früher noch, als es ihm gelang, die schwere Fallthüre aufzuheben. Der kühne Friedrich aber faßte sich schnell; seine Rechte stieß das Schwerdt einem Löwen in die Brust, während er mit der linken Hand seinen Mantel dem großen Panther über den Kopf warf; ehe sich nun das brüllende Thier herauswickeln konnte, schlug die

Fallthüre schon hinter dem Kaiser zu, der indeß in den finstern Gang hinabgesprungen war. In dem Gange war jedoch finstere Nacht, Friedrich konnte nur langsam und mit vorgehaltenem Schwerdte behutsam weiter schreiten. Endlich schimmerte ihm ein matter Lichtstrahl entgegen, er fiel durch die Ritze einer Thüre am Ende des langen unterirdischen Ganges. Der Kaiser erreichte sie, er horchte aufmerksam, aber es ließ sich nichts hören, er versuchte durch die Thürritze zu blicken, aber sie ließ kaum den Strahl des Tages hindurch. Die Thür schien unverschlossen, Friedrich versuchte sie zu öffnen, es gelang. — Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als er in dem geöffneten Gemach den Fürsten Mahmud erblickte, von seinem ganzen Gefolge umgeben, an der Hand die beiden Knaben. Einen Augenblick weidete sich Mahmud an des Kaisers Betroffenheit, dann aber brach er das Stillschweigen und sagte:

Ich heiße Dich in meinem Schlosse willkommen, Du großer Held! Besorge nicht, daß ich die Gewalt misbrauchen werde, die mir Deine Kühnheit über Dich verliehen hat. Du

hast mich entwaffnet, nicht aber durch die Uebermacht Deines Heeres, nicht durch die Schrecken, welche Deinem Namen vorausgehen, sondern durch die Tapferkeit Deines Armes und durch die Hochherzigkeit Deiner Gesinnungen. Ich will fortan Dein Bundesgenosse seyn, empfange als Pfand meiner Freundschaft Deine beiden Lieblinge aus meiner Hand zurück; sie sind Deiner werth!

Friedrich war tief erschüttert. An seinem Halse hingen die beiden geliebten Kinder und zogen ihn hin zu Mahmud; er reichte dem edelmüthigen Türken die Hand, und der Bund war geschlossen.

Nur noch wenige Tage verweilte der Kaiser in dem Gebiete seines neuen Freundes, während sein Heer sich der Freude überließ, den geliebten Herrn glücklich und siegreich zurückgekehrt zu sehen. Dann zog er auf seiner Kriegesbahn weiter.

G . . l . s.

Die Unvermählte.





Der pensionirte Hauptmann v. Brachheim war von einer schweren Krankheit genesen; die Aerzte hatten ihm den Besuch eines Bades zur Pflicht gemacht, und der alte Herr, der schon seit mehreren Jahren mit seiner Familie in einem kleinen Landstädtchen lebte, freute sich im Geheim nicht wenig darauf, die Welt einmal wieder zu sehen.

„Doktor! sprach er zu seinem Arzte: Ihr seid ein gescheuter Mann! Die Reise ins Bad wird nicht allein mir sehr wohl thun, sondern, wie ich hoffe, auch noch andere gute Folgen für meine Familie haben. Meine Frau soll mich mit unsern Töchtern begleiten, und — — — seht Euch die beiden Mädchen einmal an! sind sie nicht erfreulich herangewachsen, und gute hübsche Kinder geworden? — Es ist Zeit, daß ich sie der Welt zeige, denn die verborgne Rose, blüht sie auch noch so schön, vergeht doch

einsam und ungesucht; ich aber will, ehe ich die Augen schließe, meine Kinder zuvor gern noch versorgt wissen; — und hier? — im Städtchen? — in der Gegend? — Zählt mir die Männer nicht an den Fingern her, Ihr beruhigt mich doch nicht. Ja, alter Knabe, wenn Ihr noch ein junger Bursche wäret — —

„Dann würde ich wünschen, Ihr Schwiegersohn zu sein!“ fiel der Doktor ein.

„Ganz recht! fuhr der Hauptmann fort: und das Jawort sollte Euch nicht fehlen!“ — Aber das junge Volk hier? — Genug, Ihr versteht mich! Uebermorgen reisen wir, und wer weiß, was es zu erzählen giebt, wenn wir zurück kommen!“ —

Und als das Uebermorgen kam, saß unser Hauptmann mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern bei früher Tageszeit schon in dem Wagen, und fuhr mit ihnen fröhlich aus den Thoren der kleinen Stadt auf die weite Landstraße hinaus.

Louise und Emilie waren zwei sehr liebliche Mädchen, und der Vater hatte wohl recht, wenn er sie mit aufblühenden Rosen verglich. Aber einen noch viel größeren Reiz als

ihre Schönheit, gab ihnen ihr anmuthsvolles bescheidnes Wesen, die große Einfachheit und Nettigkeit in ihrem Aeußeren, die musterhafte Ergebenheit gegen ihre Eltern, die schwesterliche Liebe und Einigkeit unter sich selbst. Wer den Hauptmann v. Brachheim in seiner Familie sah, nannte ihn mit Recht einen glücklichen Vater, und konnte seine Augen von den beiden Mädchen nicht abwenden, die bald in kindlicher Unbefangenheit fröhlich durch Haus und Garten hüpften, bald mit ruhigem Ernst die häuslichen Geschäfte der Mutter theilten, und jeden Wink der Eltern beachteten, um ihn freudig zu erfüllen. Wenn denn die Freunde dem Vater ihr Wohlgefallen zu erkennen gaben, so pflegte er zu sagen:

„Ihr habt Recht! ich bin ein glücklicher Gatte und Vater. Aber eben deshalb habe ich auch mit aller Sorgfalt meine Mädchen so zu erziehen gesucht, daß sie das Glück meiner Familie in andere Häuser übertragen, und, wie mich die Mutter glücklich gemacht hat, auch wieder ein Paar andere Männer glücklich machen sollen!“

An dieser Vorstellung hing er fest. Er

konnte, so jung auch seine Töchter noch waren, dennoch die Zeit kaum erwarten, sie als Bräute zu sehen, und es war ihm deshalb, da er in seinen nächsten Umgebungen keine erwünschte Gelegenheit dazu erblickte, die Reise ins Bad eine willkommne Aussicht dazu.

Die beiden kindlichen Mädchen ahnten nicht, was der Vater meinte, als er einer jeden am Abend vor der Abreise mit einem bedeutsamen Lächeln einen goldenen Ring an den Finger schob; sie sprangen am andern Morgen erwartungsvoll in den Wagen, genossen fröhlich, was jeder Augenblick ihnen Neues darbot, und hingen mit ihren erstaunten Blicken an der schönen Natur, die, wie der Wagen weiter rollte, ihre Landschaften mit dunklen Wäldern, und tiefen Strömen, und blauen Gebirgen in immer neuen Bildern vor ihnen ausbreitete. Ihre Herzen erfüllte Entzücken und Sehnsucht, die sich auf keinen einzelnen Gegenstand richtete, sondern sie immer weiter hinauszog in die unbekannte, vielleicht noch schönere Welt; sie hätten sich aufschwingen mögen, um mit dem Vogel weit und immer weiter fortzufliegen, und hörten nur mit halben Ohren, was ihnen die

Eltern von der Gesellschaft, die sie im Bade finden würden, und von der Art, wie man sich dort zu betragen habe, sagen mochten.

Der Badeort ward endlich erreicht, ein Paar nette Stübchen waren bald bequem eingerichtet, und mit gespannter Erwartung und leiser Furcht sahen die Mädchen dem nächsten Morgen entgegen, wo sie die Eltern an den Gesundbrunnen begleiten, und zum erstenmale unter die vielen fremden Menschen treten sollten. Die Familie von Brachheim fand aber eine sehr freundliche Aufnahme, denn durch die Biederkeit und frohe Laune des Hauptmanns, durch das verständige sanfte Wesen seiner Gattin, und durch die kindliche Unschuld und jungfräuliche Liebenswürdigkeit seiner Töchter, fühlte sich bald alles zu ihnen hingezogen, man suchte ihre nähere Bekanntschaft, man wollte sie bei keinem geselligen Vergnügen vermissen, und da es bald verlautete, daß der Hauptmann nicht eben vermögend sei, und sich deshalb von manchen kostspieligen Lustbarkeiten zurückziehe, so bildete sich im Stillen ein Verein, der es übernahm, diese liebenswürdige Familie allenthalben als Gäste zuzuziehen. Bald nun folgte

eine Einladung der andern; die vornehmsten Badegäste wetteiferten, die Familie v. Brachheim bei sich zu sehen; die reichen Damen beschenkten die Mädchen mit schönern Kleidern, und die Herren priesen den Hauptmann als den ersten Erzieher in der Welt, da es ihm gelungen sei, in einem kleinen, fast unbekannten Städtchen ein Paar solche Töchter gebildet zu haben. Es fehlte auch nicht an unberufenen Freunden, die den Mädchen dies selbst sagten, ihre kleinen Fertigkeiten in der Musik, im Zeichnen, im Tanzen herauszuheben wußten, sie dann mit Lob überschütteten, und sich so ihre Gunst zu erwerben suchten.

Die Mutter schüttelte nicht ohne Bedenken den Kopf; sie suchte das Gefühl ihrer Kinder zu berichtigen, sie über das, was ihnen begegnet war, zu belehren, und sie besonders dahin zu führen, daß sie den Aufenthalt im Bade mit allen seinen reizenden Eindrücken nur für ein vorübergehendes Traumbild ansehen möchten, an das man sich gern erinnere, ohne ihm jedoch einen festen Glauben zu schenken. — Der Vater aber war ganz anderer Meinung.

„Mutter! sprach er: mache mir die Kinder nicht irre! Hier ist der wahre Markt des Lebens, wo nicht die übrigen Verhältnisse, sondern die ächten Waaren etwas gelten. Reichthum und vornehmer Stand stehen hier nicht höher im Preise, als die Gaben der Natur. Sieh, ich bin ja doch nur ein unbemittelter verabschiedeter Hauptmann, was gelte ich denn eigentlich hier unter den viel vornehmern reichern Leuten? und dennoch suchen sie uns allenthalben auf und können ohne uns nicht sein; das kommt aber, unter uns gesagt, daher, daß mir charmante Leute sind, etwas klüger, vernünftiger, froher als die übrigen, und unsere Kinder bei weitem die liebenswürdigsten von allen. Thu doch die Augen auf, Mütterchen, und sieh, wie ihnen alle Herzen unwiderstehlich entgegen fliegen. Auf der Promenade drängt man sich zu ihnen; an der Tafel will man in ihrer Nähe sitzen; in der Gesellschaft bittet man sie, am Klavier zu singen, während die übrigen wie die Fische schweigen müssen, und beim Tanz kommen sie nicht vom Platze. Ich sehe es den jungen Männern an, das Geständniß ihrer Neigung schwebt ihnen

schon auf den Lippen; Du wirst Noth genug haben, Dir unter den vielen Bewerbern die künftigen Schwiegersöhne auszuwählen, wenn Du sie nicht bei Zeiten mit prüfendem Mutterauge betrachtest. Ich bin im Stillen mit der Wahl längst fertig!“

Die verständige Mutter wendete vieles dagegen ein; der Vater aber gab ihr nicht Gehör; er wollte in seinen Hoffnungen nicht gestört sein, und wartete nun von einem Tage zum andern mit Ungeduld darauf, daß die jungen Männer sich gegen ihn erklären, und um seine Töchter werben sollten. — Er wartete jedoch vergeblich! es geschah keine Erklärung, und wie er nun sah, daß mancher junge Mann, dem er sehr ernste Absichten zugetraut, Abschied nahm, und ruhig in seine Heimath zurückreiste; mancher sich unerwartet als der Verlobte eines der reichsten oder vornehmsten anwesenden Mädchen der Gesellschaft vorstellte; wie man seinen Kindern immer vorüberging, sie nur als frohe Gespielen betrachtete, und wie man bei der Wahl der künftigen Gattin ganz andere Dinge in die Wagschaale legte, und Reichthum und

großartige Verhältnisse hier weit mehr galten, als die Summe von Liebenswürdigkeit und weiblichen Tugenden, die seine Töchter nur als Mitgift besaßen; — da sank ihm der Muth; im bittern Gefühle fehlgeschlagner süßer Hoffnungen zog er sich still zurück, wollte nichts mehr von der übrigen Gesellschaft wissen, und nur mit seinen armen verschmähten Kindern allein sein! —

Louise und Emilie hatten glücklicher Weise von den Absichten des Vaters eben nichts gemerkt; die verständige Mutter wußte sie immer wieder in die Schranken jungfräulicher Bescheidenheit zurückzuleiten, und manchen Eindruck, der die Ruhe des unbefangenen Herzens hätte stören können, leichter vorüber zu führen, so daß die Mädchen bei der Trennung schnell erworbner Freunde nicht das Befremden des Vaters theilten, daß sie sich über das angebliche Glück der neu verlobten Paare herzlich freuten, daß ihnen ein anderes Lebensverhältniß, als das im elterlichen Hause, noch gar nicht in den Sinn kam, und daß sie endlich das jetzige Zurückziehen des Vaters nur auf körperliches Uebelbefinden schoben, und

daher gern mit ihm weite Spaziergänge in die schöne Gegend unternahmen, den Gipfel der Berge erstiegen, und hier bei der immer neuen wunderherrlichen Natur einen reichen Ersatz für die jetzt entbehrten gesellschaftlichen Vergnügungen fanden.

Unter den Badegästen befand sich auch ein Geistlicher aus der Nachbarschaft, in welchem der Hauptmann einen frühern Schulfreund wieder erkannte. Die Jugendfreundschaft wurde bald wieder angeknüpft, das frühere Vertrauen bald wieder hergestellt, und es konnte daher nicht fehlen, daß unter den gegenseitigen Mittheilungen ihrer Schicksale und jetzigen Lage, der Hauptmann oft auf seine Töchter zu sprechen kam, und dem Pfarrer keine seiner Hoffnungen und Wünsche verschwieg. Der besonnene menschenkundige Freund sprach zwar oft eine leise Warnung aus, und rieth zur Vorsicht, aber der Hauptmann war zu froh, zu sicher in seinen Erwartungen, als daß er sich hätte stören lassen mögen. Als aber nun keine derselben in Erfüllung ging und der Hauptmann düster und in sich gekehrt wurde, da fragte

ihn der Geistliche einst auf einem Spaziergange um die Ursache seines Mismuthes.

Kannst Du mich noch fragen, Wanger? fuhr der Hauptmann auf: Habe ich Dir nicht mein ganzes Herz mit seiner Vaterliebe, und allen seinen Wünschen, die es haben darf, ja die es haben muß, längst aufgeschlossen? —

Das hast Du! antwortete Wanger.

Und bin ich etwa verblendet, wenn ich behaupte: fuhr der Hauptmann fort: die Natur habe meine Kinder so hold, so reichlich ausgestattet, daß sie jeder, der nicht blind ist, für die bei weitem vorzüglichsten Mädchen der ganzen Badegesellschaft halten muß?

Du bist nicht verblendet, Du hast recht! entgegnete Wanger: ich sah niemals ein lieblicheres Schwesternpaar.

Gut! und habe ich diese mir vom Himmel anvertrauten Kinder denn nicht als ein treuer Vater auch gepflegt und erzogen? sprach der Hauptmann: Ist nicht das Herz voll frommer kindlicher Unschuld geblieben, während ich den Geist zu bilden gewußt? — Darf ich mich nicht stolz in ihre Mitte stellen und ausrufen: Heil

dem Manne, dem ein solches Weib zu Theil wird!

Das darfst Du getrost! versicherte Wanger: und ich stimme mit ein.

Nun wohl! rief der Hauptmann: Wohl! aber was hilft mirs, daß auch andere dieß erkennen, bewundern, vielleicht gar lieben? — sie gehen doch leichtsinnig vorüber, und warum? — weil der Vater dieser seltnen Mädchen nur ein armer pensionirter Hauptmann ist, weil er nur das holde liebliche Kind einem Manne an die Brust legen kann, aber keine Schätze besitzt, um ihm das heilige Buch des Herzens mit goldenem Schnitte einzuhändigen. Soll mirs nicht das Herz zerreißen, wenn ich bedenke, wie das Lebensglück, was ich sorgsam hier vorbereitet, wie die treue innige Liebe, zu der die reinen vollen Herzen meiner Kinder fähig sind, wie die heilige Bestimmung des Weibes, zu der kein Mädchen höheren Beruf empfangen, als meine Töchter, wie dieß alles unerfüllt bleiben soll, und ich nun sehen muß, wie andere Frauen trotz ihres Reichthums nur ein kaltes freudeloses Leben dem Gatten ins Haus mitbringen, während

Friede und Seligkeit darin eingezogen wären, hätte mein Kind als Hausfrau den Fuß über die Schwelle gesetzt!

Allerdings ist es zu entschuldigen, wenn ein Vater solche Vergleichungen anstellt! entgegnete Wanger: Wenn er aber nur immer und ausschließlich darauf denkt, seine Töchter zu verheurathen, wenn er sich dem Mismuthe hingiebt, sobald dieser Wunsch nicht erfüllt wird; dann steht er im Begriff, seine Kinder nicht nur höchst einseitig zu erziehen, sondern sogar ihnen den Frieden des Herzens zu rauben! —

Wie so? fragte der Hauptmann und sah ihn erstaunt an: Kennst Du eine andere Bestimmung des Weibes? — Freund, mich überläuft es kalt bei dem Gedanken — eine alte Jungfrau.

Wir wollen ein andermal über diesen Gegenstand sprechen! erwiederte Wanger sanft: Sieh, ich habe Dich unvermerkt nahe zu meinem Dörfchen geführt. — Bis jetzt hattest Du nicht Zeit, in mein Haus zu treten und die Meinigen kennen zu lernen; mache mir nun heut die Freude. Das rothe Dach dort unter

den hohen Linden meine Wohnung. Die Hausthür öffnet sich, die Kinder sehen uns nahen, sie fliegen uns entgegen! —

Der Hauptmann wurde von der Familie seines Freundes auf das herzlichste empfangen. Er sah bald, daß Wanger in sehr glücklichen häuslichen Verhältnissen lebe, und ihm wurde so wohl unter diesen Menschen, daß er allen Mismuth vergaß, und ihm die Stunden wie frohe Augenblicke vorüberzogen. Als nun der Abend nahte und sich der Hauptmann zum Rückweg anschicken wollte, meldeten die Kinder jubelnd, daß die Muhme Gertrud so eben die Allee herauf komme. Die Pfarrerin eilte ihr freudig entgegen, und Wanger sagte zum Hauptmann:

Freund! Du mußt mir den heutigen Abend ganz schenken; der Vollmond wird Dich sicher nach Hause führen. Eben Du, der die Erziehung seiner Töchter mit solcher Sorgfalt leitet, wirst mir es ganz besonders Dank wissen, wenn ich Dir heut die nähere Bekanntschaft eines Weibes verschaffe, die ein Muster ihres Geschlechtes genannt werden darf.

Ein Muster? — wiederholte der Hauptmann ich verlange etwas viel von einem weiblichen Muster, und —

Du magst selbst urtheilen! fiel Wanger ein, indem er den Freund unter die Linden hinausführte, wo der Tisch zur Abendmalzeit gedeckt stand: Verweile einen Augenblick, ich werde Gertrud nur erst begrüßen und sie dann hierher führen!

Bald darauf kam Wanger mit seiner Gattin zurück, in ihrer Mitte die Freundin, die er dem Hauptmann unter dem Namen Madame Heil vorstellte. Man setzte sich zum Abendbrode.

Des Hauptmanns scharfer Blick hielt eine schnelle Musterung, und fand die hohe edle Gestalt, das zwar etwas bleiche, aber anmuthsvolle Gesicht, die großen sprechenden freundlichen Augen, so beachtenswerth, daß er sich gestand, die äußere Form dieses sogenannten Musters sei nicht übel, und möge vor Zeiten wohl gar schön zu nennen gewesen seyn.

Warum kommt denn unsre liebe Gertrud heut so spät? fragte die Pastorin: ich

fürchtete schon, Du würdest Deine Zusage gar nicht erfüllen.

Ich komme auch nicht von Thalau: antwortete sie: sondern ich steige so eben vom Gebirge herab!

Da haben Madam also heut unstreitig eine angenehme Bergparthie in fröhlicher Gesellschaft gemacht? sagte der Hauptmann: das schöne Wetter hat sie sehr begünstigt.

In fröhlicher Gesellschaft bin ich allerdings gewesen! entgegnete sie: und habe auch endlich einen sehr heitern Himmel sich über uns ausbreiten sehen, obgleich wir das Zimmer nicht verließen!

Im Auge unserer Freundin lese ich einen tieferen Sinn dieser Worte! sprach Wanger: Sie muß uns ein treues Bild des heutigen Tages entwerfen!

Mein Bericht ist kurz! hob Gertrud an: ich habe heut im Hause des Webers Buchmann eine Verlobung mitgefeiert.

Erst heut? fiel Wanger ein: ich dachte, das wäre längst geschehen, und ich würde die Verlobten bald trauen sollen; denn vor einigen Monaten schon fragte mich der alte Weber um

Rath, ob er die Tochter dem reichen Nachbar Veit geben solle?

Und Sie haben zugerathen? — fragte Gertrud. Allerdings! entgegnete Wanger: Veit ist zwar kein Jüngling mehr, allein er ist ein achtbarer, sehr wohlhabender Mann; das schöne Röschen kommt in eine völlig sorgenfreie Lage und wird nach dem Tode ihres Gatten einmal eine sehr reiche Wittwe! Der ehrliche Veit scheint recht darauf gewartet zu haben, daß das schöne Kind seines Nachbars für ihn zur Gattin aufwachsen solle!

Hatten Sie denn auch das Mädchen schon gesprochen, als Sie dem Vater zuriethen? — fragte Gertrud weiter.

Das nicht! antwortete Wanger: ich kannte Röschen; ich wußte, ihr Herz war noch frei, und daß sie als ein gutes folgsames Kind sich gern in den Willen der Eltern fügen würde, und da wir nun alles reiflich erwogen hatten, und das Glück des Kindes vorauszusehen war — —

So hielten Sie die Sache für entschieden! fiel Gertrud ein: Die erfreute Mutter hin-

terbrachte mir auch schon am andern Morgen die Nachricht von dem großen Glücke ihrer Tochter, und bat mich, die Sorge für die Ausstattung zu übernehmen. Mir drängten sich zwar noch manche Zweifel gegen dieß gepriesene Glück auf, denn mir ist immer so zu Muthe, als müsse ein ältlicher Mann kein ganz junges Mädchen heurathen, sie können nicht ganz wahr gegen einander seyn; er versteht ja die kindlich fröhlichen Gedanken, die heißere Sehnsucht seiner Braut nicht mehr, und sie schaut mit Befremden zu den ernsteren kältern Ansichten des Bräutigams auf; ihm fehlt die gleichgestimmte reifere Freundin, ihr der frohe selige Gefährte, der sie ins Leben einführen, und unbemerkt mit ihr älter werden soll, und wenn man auch mit Geld in unseren Tagen alles auszugleichen sucht, die Jahre und die gleiche glückliche Stimmung der Herzen sind doch nicht damit zu erkaufen. Kurz, ich hatte manchen Zweifel; dennoch übernahm ich gern alle Aufträge, kaufte das Nöthige ein, und machte mich an das Zuschneiden und Nähen der Ausstattungssachen. Als nun aber Röschen selbst täglich zu mir kam, um an ihrer Ausstattung mitzuarbeiten, da entging

mir es nicht, daß ihr der rege Fleiß einer frohen Braut fehle, ja ich sah oft die freundlichen Augen voll Thränen stehen.

Und deshalb wurde die Verlobung aufgeschoben? fragte Wanger.

Das Mädchen war ja krank! sprach Gertrud: und eine kranke Braut darf die Ringe nicht wechseln. Ich versuchte die Krankheit zu erforschen, und fand, daß sie tief liege, so tief, daß nur ein scharfes weibliches Auge sie erkennen mochte.

Nun mein lieber Herr Arzt! fiel Wanger ein: wodurch haben Sie denn endlich die schwere Krankheit geheilt? —

Durch ein leichtes Mittel, was man früher anzuwenden nur vergessen hatte: erwiederte Gertrud: durch gegenseitiges Vertrauen und Offenheit; das schlug auch herrlich an, und so konnte Röschen endlich ihre Verlobung heut seligen Herzens feiern, zwar nicht mit dem reichen Veit — —

Wie? nicht mit Veit: rief Wanger!

Nein! fuhr Gertrud fort: sondern mit dem jungen stattlichen Werner, dem geschickten treuen Webergesellen ihres Vaters, der ge-

stern Meister geworden ist, wozu ihm der brave Veit einen bedeutenden Vorschuß gegeben. So sind nun alle geheilt, alle zufrieden, und Röschen wird zwar kein reiches, aber ein glückliches Weib, denn das wahre Glück des Menschen kommt doch nur aus seinem eignen Herzen, und nicht von außen.

Aber ich begreife doch eigentlich gar nicht — hob Wanger etwas verlegen an — —

O ja! fiel Gertrud ein: Sie begreifen gewiß dieß alles, eben so wie Veit und die Eltern es auch bald begriffen haben, und Sie werden den Segen jetzt um vieles freudiger am Altare über die Liebenden aussprechen, als sie es gekonnt hätten, wenn Röschen an Veits Seite bange Thränen geweint hätte.

Das Gespräch wendete sich nun auf andere Gegenstände. Die Pastorin fragte nach dieser und jener Familie aus der Nachbarschaft, Gertrud wußte allenthalben Bescheid zu geben, besonders wo irgend eine Noth eingetreten war; sie sprach mit Wanger viel und ernst davon, wie hier und dort Hülfe zu schaffen sei.

Der Hauptmann hörte ihr aufmerksam zu, und ließ sich selbst mit ihr in ein längeres Ge-

spräch ein, worin er unter andern auf sein Lieblingsthema, auf seine Kinder und deren Erziehung kam. Gertrud hörte ihn mit Theilnahme an, suchte mit bescheidner Freimüthigkeit manchen Erziehungsgrundsatz zu berichtigen, und sagte endlich: sie habe bereits durch Wanger von seiner liebenswürdigen Familie gehört, und wünsche nichts mehr, als daß er mit den Seinigen einmal die schönen Berge in der Nähe ihres Dörfchens besteigen und sie dann besuchen möge.

Der Vollmond war indeß aufgegangen; der Hauptmann trat den Rückweg an. Hier überdachte er noch einmal den heutigen Abend. Er war ihm froher, genußreicher verstrichen, als andere geräuschvollere während der Badezeit und er gestand sich, daß er die große Verehrung seines Freundes gegen Mad. Heil allerdings billigen müsse.

In den nächsten Tagen wurde der Hauptmann durch einige neu hinzugekommene Freunde in Beschlag genommen, er mußte in ihrer Gesellschaft bleiben und konnte an keine Wanderung ins Gebirge denken. Seine Gattin unternahm daher mit ihren Töchtern allein kleine

Spaziergänge; und da geschah es denn, daß sie einst, als sie einen einsamen Pfad nach dem Gebirge hinaufstiegen, nicht fern vom Wege das Weinen eines Kindes vernahmen, und dort ein Mädchen von etwa 8 Jahren fanden, die ihnen auf theilnehmendes Befragen erzählte:

Die Schwester wolle immer noch nicht kommen, obgleich sie versprochen, vor Abend noch zurückzukehren; der Großvater aber und die kleineren Geschwister hätten nichts zu essen und weinten daheim, und sie sitze hier und schaue nach der Schwester hinaus und weine auch!

Louise und Emilie suchten das Kind zu beruhigen, und fragten, ob es denn keine Eltern mehr habe? —

Da fing das Mädchen noch mehr an zu weinen, und sagte: Die Mutter sei gestorben, und der Vater sitze im Gefängniß, weil er den Paschhandel getrieben; sie wären mit dem alten Großvater nun ganz verlassen, wenn sich die Muhme ihrer nicht angenommen hätte.

Die Hauptmannin ließ sich von dem Mädchen nach der Hütte führen, die nahe hinter dem Gebüsche lag. Aber welch ein Bild der

Armuth und des Elendes erblickten sie hier: ein fast erblindeter Greis lag auf einem Strohlager, neben ihm seine Krücke; ihm gegenüber kauerten in einer Ecke zwei kleine weinende Kinder; ein altes Spinnrad, am Balken ein verrosteter Säbel und ein abgetragner Tornister, das war alles, was die Hütte enthielt.

Als die Hauptmannin mit ihren Töchtern eintrat, richtete sich der Greis auf und fragte:

Bist Du endlich wieder da, Johanne? — Ach, und die Muhme wohl auch? —

Das Kind bedeutete den Großvater: es sei nicht die Schwester und nicht die Muhme, sondern es wären Fremde. — Da fuhr der Alte das Kind an und sagte:

Warum bringst Du mir jetzt fremde Personen hierher? — Du weißt, die Muhme will kommen, und will allein mit uns seyn! — Nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich Sie bitte, uns jetzt zu verlassen! wendete er sich an die Hauptmannin: — aber um diese Stunde kommt ein guter Engel in unsre Hütte, der will, es soll kein fremdes Auge seine Wege schauen! —

Wollt Ihr denn nicht auch von uns Hülfe

annehmen? — fragte die Hauptmännin theilnehmend.

Ein andermal, nur jetzt nicht! sagte der Alte und winkte abwärts.

In diesem Augenblick sprang das Mädchen mit dem Jubelruf: Sie kommen! Sie kommen! den Berg hinab. Die Hauptmannin zog sich mit ihren Töchtern schnell hinter das nahe Gebüsch zurück, und sah von dort, wie zwei Frauen auf die Hütte zueilten. Die eine von schlanker edler Gestalt, einem anmuthsvollen aber etwas bleichen Antlitz ging voran und hielt das hüpfende Kind an der Hand; die andere, ein frisches kräftiges Mädchen, trug einen Korb mit Lebensmitteln. Die Thüre der Hütte blieb offen stehen, als sie eingetreten waren; man konnte daher alles genau beobachten, was darin vorging.

Mit dem Ausruf: Die Muhme! die Muhme! — stürzten die kleinen Kinder aus ihrem Winkel hervor, und umschlangen die Kniee der ältern Frau, während das junge Mädchen ihren Korb mit Lebensmitteln vor dem Großvater niedersetzte, der schweigend zur Muhme

aufschaute, und ehrerbietig sein Mützchen vor ihr abzog.

Wir sind heute wohl recht lange ausgeblieben! sagte die freundliche Frau: aber es gab auch gar viel zu thun und zu besorgen. Johanne hat wieder sehr fleißig gearbeitet, ihr neues Kleid dort hat sie sich selbst verdient und auch selbst gemacht. Es wird mit Gottes Hülfe schon möglich werden, daß sie Euch alle nothdürftig ernährt, bis Euer Sohn aus seiner Haft zurückkommt; ich werde für hinlängliche Arbeit schon sorgen. Hier aber könnt Ihr nicht länger wohnen bleiben; Ihr, Vater, seid zu entfernt von menschlicher Hülfe, die Kinder zu entfernt von der Schule. Ich habe für eine Wohnung in Thalau gesorgt, morgen sollt Ihr dort einziehen, und wenn Euer Sohn zurückkehrt, wird er dort auch ein besseres Gewerbe finden, als er hier in dieser Einsamkeit getrieben hat. — Johanne bringt Euch in diesem Korbe Lebensmittel, die sie für Euch gekauft hat, für die Kinder aber habe ich einige Bücher mitgebracht. —

Das ältere Kind erzählte ihr von den Fremden, die hier gewesen, und daß sie der

Großvater ihretwegen zurückgewiesen. Da schlug sie die Augen nieder, und sagte endlich nach einigem Schweigen: „Ihr habt recht gethan! meine Wege gehen unbemerkt und einsam durch die Welt!“ — Während nun Johanne die Lebensmittel unter dem Großvater und den übrigen Geschwistern vertheilte, setzte sich die Muhme mit dem jüngsten Kinde, einem Mädchen, auf eine Bank vor der Hütte, nahm es hier auf den Schooß, reinigte es, vertauschte sein zerrissenes Hemdchen mit einem neuen, das sie mitgebracht, und gab ihm hier unter vielen Liebkosungen selbst zu essen.

Die Hauptmannin konnte ihre Töchter kaum beschwichtigen; es zog sie unwiderstehlich hin zu dieser holden Frau, sie wollten zu ihr fliegen, neben ihr niederknieen, ihre Hände küssen. Allein die Mutter hielt sie zurück, denn es sollte Niemand ahnen, daß das Geheimniß des Wohlthuens von ihnen belauscht worden sei, und als die Muhme mit dem Kinde wieder in die Hütte gegangen war, eilte sie mit ihren Töchtern unbemerkt den Berg hinab.

Mit dem Ausdruck der höchsten Begeisterung erzählten Louise und Emilie dem Va-

ter am Abend, was ihnen begegnet war, und baten ihn auf das rührendste, am andern Tage selbst mit ihnen nach jener Hütte zu gehen, und dort von dem Greise zu erforschen, wer jene Muhme, dieser Engel in Frauengestalt, sei, und wo man sie finden möge.

Der Hauptmann lächelte still vor sich hin, und sagte endlich: Den alten Mann werden wir nach der Muhme wohl nicht erst zu fragen brauchen, denn ich selbst kenne sie bereits! — Er erzählte hierauf, wie er in Wangers Hause die Bekanntschaft der Mad. Heil gemacht, und es stimmten alle bald darin überein, daß diese und die Muhme in der einsamen Berghütte eine und dieselbe Person, daß sie die Muhme Gertrud sein müsse.

Morgen! rief der Hauptmann: morgen unternehmen wir einen Spaziergang nach Thalau und suchen dort die Mad. Heil auf. Sie, ihrer Seits, wünscht Eure Bekanntschaft, und ich, meiner Seits, möchte wieder gern den Mann kennen lernen, der ein solches Weib zur Gattin hat. Ich sollte glauben, er müßte sehr glücklich seyn, in so fern er es sich gefallen läßt, daß sich seine Frau ohne ihn in andern

Häusern viel zu schaffen macht, was mir für meine Person allerdings nicht ganz angenehm sein würde. Kurz, wir wollen den Engel in Frauengestalt einmal in der Nähe betrachten, und sehen, wie sich der Vogel im eignen Neste ausnimmt! —

Die Mädchen konnten den Nachmittag des andern Tages kaum erwarten, an welchem der Gang nach Thalau angetreten wurde. Der Weg führte über einen waldbewachsenen Bergrücken, von dem herab man das freundliche Dörfchen in einem fruchtbaren Thale liegen sah. Als man es erreicht hatte, erkundigte sich der Hauptmann nach der Wohnung der Mad. Heil, er erhielt jedoch nicht eher genügende Auskunft, bis er nach Muhme Gertrud gefragt hatte, wo sich dann sogleich mehrere Kinder erboten, ihn hinzuweisen.

Unter dem Schatten hoher Akazien lag ein kleines freundliches Haus; rings herum waren Blumenbeete angelegt, der Epheu rankte sich am Giebel hinauf, in dem offenen Fenster saßen ein Paar weiße Tauben. In einer nahen Laube sah man die Muhme Gertrud im Kreise einiger Mädchen mit weiblichen Arbeiten beschäf-

tigt. Sie ging dem Hauptmann freundlich entgegen, der ihr seine Familie vorstellte. Die Frauen erkannten in ihr sogleich den Engel aus jener Hütte wieder, und Louise und Emilie bebten in stiller Freude, als Gertrud sie liebevoll in ihre Arme schloß. Sie bat die Fremden hierauf, in ihre Wohnung einzutreten. Welcher Geist der Ordnung und Sauberkeit empfing sie hier! — Das kleine einfache Zimmer war nur mit Blumen, und mit Arbeiten von Gertruds Hand geschmückt; in der einen Ecke stand ein Glasschrank mit einer kleinen Büchersammlung, in der andern lehnte eine Harfe. — Gertrud bat den Hauptmann abzulegen und sich zu ihnen zu setzen, dieser aber verweigerte es höflich, indem er zuvor ihrem Herrn Gemahl vorgestellt zu sein wünsche.

Da überflog Gertruds Antlitz eine leichte Röthe, sie faßte sich aber schnell und sagte sehr sanft:

Ich war niemals verheurathet, Herr Hauptmann!

Niemals? rief der Hauptmann, und wiederholte verwundert aber doch Mad. Heil — Mad. Heil? —

Unser Freund Wanger hat mich Ihnen allerdings also vorgestellt! entgegnete Gertrud: ich habe seine Bitte erfüllt, und dazu geschwiegen, ohne seine eigentliche Absicht zu kennen. Jetzt aber sehen Sie mich in meiner wahren Gestalt, und werden mich unseres Freundes wegen entschuldigen.

Hm! murmelte der Hauptmann für sich, indem er Hut und Stock ablegte und in ein Fenster trat: Also nicht verheurathet, also auch sitzen geblieben! —

Gertrud hatte indeß mit den Frauen ein Gespräch angeknüpft, sie ließ sich von ihrem heimathlichen Leben erzählen, zeigte ihnen auf Verlangen mehrere der schönsten weiblichen Arbeiten vor, und entwarf ihnen ein kurzes Bild ihres Lebens und Wirkens.

Der Hauptmann setzte sich endlich auch zu ihnen, und nachdem er schweigend eine Tasse Thee getrunken, wendete er sich an Gertrud mit den Worten:

Sie haben mich aus einer angenehmen Täuschung geweckt, und ich weiß das noch nicht recht zu verschmerzen. Bis jetzt konnte ich Sie mir nur als Hausfrau denken, und ich bin zu

Ihnen gekommen, um den Mann kennen zu lernen, den ich im Besitz eines solchen Weibes glücklich wähnte, und um Sie mit eignen Augen als Gattin und Mutter walten zu sehen — jetzt aber — —

Jetzt finden Sie ein unvermählltes einsames Mädchen: fiel Gertrud ein: und Ihre Blicke suchen in meinem Häuschen vergeblich ein männliches Ihnen näher stehendes Wesen.

Nein! nein! das nicht! entgegnete der Hauptmann rasch: Aber ich kann die Frage nicht länger zurückhalten: Wie ist es möglich, daß Sie unvermählt geblieben sind?

Gertrud schlug die Augen schweigend nieder. Ich kann mir es wohl denken, fuhr der Hauptmann fort: Ein Mädchen mit solchen Eigenschaften und einer solchen Bildung ist streng in ihrer Wahl, sie will nur einen Gatten, der ihr gleich steht; den aber findet sie nicht und so weist sie die Männer zurück, die sich ihr nahen.

Nein, so ist es nicht! sagte Gertrud sanft: meine Hand hat Niemand verlangt! —

Niemand verlangt? fuhr der Hauptmann auf: Niemand verlangt? — das ist nicht mög-

lich, oder die Männer müssen blind und dumm gewesen seyn.

Gertrud schüttelte leise den Kopf und sagte: Meinetwegen ist keiner unvermählt geblieben; jeder hat eine Gattin gefunden, die besser zu seinen Verhältnissen paßte, die ihm lieber war, als ich.

Ich begreife was Sie sagen wollen: fiel der Hauptmann ein: nicht wahr, Sie sind unbemittelt, Ihre Liebenswürdigkeit, Ihre häuslichen Tugenden sind nicht in Gold gefaßt? —

Ja, ich bin arm! entgegnete Gertrud: was ich jetzt besitze, habe ich mir erst späterhin mühsam erworben!

Und weil Sie arm waren: fuhr der Hauptmann fort: so ist man dem Mädchen kalt vorübergegangen, die jeden Mann glücklich gemacht haben würde; so hat die Natur Sie umsonst reich ausgestattet; so hat ihre sorgsame Mutter die Tochter vergeblich zu einer tüchtigen seltnen Hausfrau erzogen; so ist der Zweck Ihres schönen Lebens verloren gegangen! — Das ist herzzerreißend.

Gertrud sah den Hauptmann mit ihren großen treuherzigen Augen an und sagte end-

lich: Ich bin anderer Meinung; ich glaube, ich stehe hier auf meiner rechten Stelle, und hoffe zu Gott, ich erfülle auch meinen Zweck!

Der Hauptmann wollte neue Zweifel erheben, aber Gertrud fuhr fort: Hören Sie mich erst ganz an, Sie werden mir dann Recht geben. Die Frauen, die sich verheurathen, sind an ihr Haus, an ihre Familie gebunden, der Ehestand legt ihnen neben seinem Glücke zugleich eine Summe von Pflichten auf, die oft ihre Kräfte übersteigen. Denken Sie sich eine Mutter von mehreren Töchtern, die aber weder Zeit noch hinlängliche Kenntnisse besitzt, um die Erziehung derselben allein und gnügend zu besorgen; aus ihren Händen will sie die Kinder nicht geben, wo aber ist die treue Gefährtin, die als zweite Mutter an ihre Seite sich stellen, und die Lücken ausfüllen kann? — Treten Sie in ein Haus, wo ein glückliches aber kinderloses Ehepaar lebt. Es hat gehofft, einst an der Liebe seiner Kinder sich erfreuen, an ihrer Pflege sich erquicken zu können, aber es ist einsam geblieben, und die ernsten Jahre sind gekommen, in denen man sich dann sehr verlassen fühlt. Wo findet es nun ein Wesen, das Lie-

benswürdigkeit und Geistesbildung mitbringen, mit zartem Sinn fremde Verhältnisse zu seinen eignen machen, und so die leere Tochterstelle ausfüllen könnte? — — Blicken Sie in eine Familie, in welcher die Gattin krank darnieder liegt; alles stockt, die häuslichen Geschäfte werden von Dienstboten besorgt, den Kindern mangelt die gehörige Aufsicht, die Pflege der Kranken selbst findet keine kundige Hand; oder der Tod tritt endlich unerbittlich an das Lager der Kranken und ruft sie ab. Wo ist die Freundin, die, ungebunden von ihren eignen Verhältnissen, eintreten und alle diese Sorgen übernehmen kann? — — Sehen Sie sich in der Welt um, wie viel Noth findet kein Mitleid, wie viel Glück keine Mitfreude? jeder denkt nur an sich, er hat mit dem Seinigen genug zu schaffen und zu sorgen, er kann, er darf auch fremden Verhältnissen sich nicht ganz hingeben. Wo ist nun das theilnehmende Wesen, das frei über sich gebieten mag, das nur sein Häuschen zu schließen braucht, um allenthalben, wo man seiner bedarf, eintreten, und hier die Noth lindern, dort die Freude bereiten helfen zu können?

Dieser Engel sind Sie! rief der Hauptmann: Sie, liebe treffliche Gertrud!

Ich könnte es doch nur seyn, weil ich unvermählt bin! fuhr sie fort: Ich bringe kein Opfer, wenn ich mein Haus verlasse und anderswo eintrete; ich vernachlässige nicht meine eignen Pflichten, wenn ich fremde übernehme; ich bin nicht auf eine Familie nur angewiesen, die ich die meinige nennen darf; — ich bin die treue Muhme Gertrud für alle! — — Meine Mutter hatte mich sehr sorgfältig erzogen, dennoch verlangte Niemand meine Hand. Ich ward Erzieherin in einem reichen Hause, die Töchter dort blühten unter meiner Pflege erfreulich auf; zum Theil sind sie bereits glücklich verheurathet, alle betrachten mich noch als ihre Mutter. Mit dem, was ich mir dort ersparte, kaufte ich dies kleine Eigenthum. Hier nun lebe ich von meiner Hände Arbeit, unterrichte die Töchter meiner Nachbarn, gebe Rath und Hülfe, wo man meiner bedarf, suche so den schönen Beruf eines unvermählten Mädchens zu erfüllen, und fühle es im Herzen — — sie dürfen auch nicht fehlen!

Es entstand eine tiefe Pause! —

Unser Gespräch hat einen sehr ernsten Gegenstand berührt; hob endlich Gertrud wieder an: Allein es hat vielleicht sein Gutes, daß ich hier vor Ihnen allen mein Herz ausgeschüttet habe. Eine Mutter mag immer die stille Hoffnung nähren, ihre Tochter einst als glückliche Gattin zu sehen; allein sie soll darüber auch nicht klagen, wenn sie unvermählt bleibt; alle Sorgfalt, die sie auf die Erziehung ihres Kindes gewendet, um es zur tüchtigen Hausfrau auszubilden, war nicht vergeblich, auch wenn sie niemals Gattin wird, denn wie könnte die Unvermählte mit Segen überall eintreten, wenn sie nicht für jedes Verhältniß Erfahrung und Einsicht mitbrächte. Durch die Seele eines Mädchens mögen wohl Träume von ähnlichen Verhältnissen ziehen, wenn sie ihrer Freundin, ihrer Schwester den Brautkranz aufdrückt; aber sie soll auch keinem bitteren Gefühle Raum geben, wenn sie die Männer sich vorüber gehen sieht, und immer mehr auf sich selbst zurückgewiesen wird. Wir Mädchen haben nun einmal keine freie Wahl, wir sind gewissermaaßen in die Hand der Männer gegeben, und werden oft durch die Sucht uns

zu verheurathen an ein männliches Wesen gekettet, das unser Glück zerstört, unser Herz zerreißt, unsere Seele verdirbt. Wir können uns daher nur eine gewisse Freiheit bewahren, wenn uns der Gedanke an den ehelosen Stand nicht fremd bleibt, und wir uns mit seinen Pflichten zeitig vertraut machen. Das Herz muß dabei nicht kalt, nicht verschlossen werden, es soll, wenn ihm die Liebe naht, oder wenn es höhere Pflichten vor sich sieht, willig, freudig einem Gatten folgen! — — Gebt mir Eure Hände, Ihr beiden lieblichen Mädchen! vor Euch geht der Tag des Lebens erst auf; wandelt ihm frohen reinen Herzens getrost entgegen. Bietet Euch einst ein braver Mann mit Liebe die Hand, so sucht ihn auf das Höchste zu beglücken und haltet das Bild Eurer Mutter immerdar Euch vor Augen; bleibt Ihr aber unvermählt, so seid auch zufrieden und — gedenkt an die Muhme Gertrud! —

Die Frauen schlossen Gertrud in ihre Arme, der Hauptmann küßte ihr die Hand. Da trat Wanger in das Zimmer und bot ihnen einen guten Abend. —

Freund! rief ihm der Hauptmann entgegen: Du hast mich zwar eigentlich hintergangen, aber auch zugleich siegreich überführt, und so will ich Dir denn nicht zürnen! —

Das verdanke ich unserer Gertrud, entgegnete Wanger: Du würdest ihre nähere Bekanntschaft nicht gesucht haben, hättest Du gleich anfangs gewußt, daß sie unvermählt sei. Jetzt bist Du gewiß mit mir einverstanden, und wirst ruhiger in Deine Heimath zurückkehren.

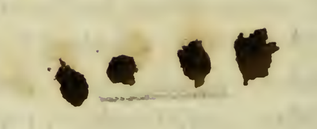
Und so geschah es denn auch. Das Bad hatte den Hauptmann gestärkt, Gertruds Bekanntschaft ihn über die Zukunft seiner Töchter beruhigt; er kehrte fröhlich zurück und als ihn sein alter Freund, der Arzt, empfing, nahm er ihn bei Seite und sagte:

Doktor, es ist alles noch beim Alten; die goldenen Ringe stecken noch an den Fingern meiner Kinder. Aber mag das seyn! ich bin von meiner Angst darüber geheilt, denn ich fand dort einen Arzt, der in dieser Sache viel klüger war, als wir beide! —

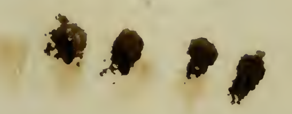
Einige Jahre später warb ein braver junger Mann um Emiliens Hand; sie ward

eine glückliche Gattin und Mutter. Louise blieb unvermählt; sie war die treue kindliche Pflegerin ihrer alten Eltern, und als sie beiden die Augen zugedrückt hatte, ward sie für die dortige Gegend eine zweite Muhme Gertrud.

Ernst v. Houwald.



Die Gräfin Jutta.




Ramberg del
F Fleischmann sc



Der Krieg war beendigt; die Gräfin Jutta, die ihren tapfern Gemahl auf dem Schlachtfelde verloren hatte, war aus der Residenz auf ihrem Schlosse Birkenstein, das ihr als Wittwengut gehörte, angekommen, um hier in stiller Zurückgezogenheit ihre Tage zu verleben; der alte Dorfrichter Andres hatte sie mit der ganzen Gemeinde in unverstellter Freude und Herzlichkeit empfangen und gegenseitige Zusicherungen von Liebe und Treue erhalten und gegeben, als ganz unvermuthet ein fremder Wagen in den Schloßhof fuhr.

„Da kommen wohl ungebeten Gäste! sprach der alte Andres, der das Befremden der Gräfin merkte: wir wollen doch einmal Nachfrage halten nach Namen und Begehr!“ — Hiermit ging er in den Schloßhof, und wendete sich an den Kutscher des Fremden, der bereits vom Bocke abgestiegen war, und so, als

ob er hier zu Hause gehöre, seine Pferde auszuspannen anfing.

„Wen habt Ihr uns denn da gebracht?“ fragte Andres.

„Was weiß ichs! antwortete der Kutscher: es kennt nicht jeder Fuhrmann seine Fracht!“

„Nun, Ihr werdet doch den Namen Eures Herrn kennen?“ fuhr Andres fort.

„Es ist aber nicht mein Herr! entgegnete jener: ich bin ein Lohnkutscher, und wenn Ihr meine Fracht im Wagen bei Namen rufen wollt, so kann ich Euch keinen andern nennen, als den ich dem Herrn Patron drinnen selbst gegeben habe. Ich nenne ihn den Herrn von Wenig, denn er spricht wenig, ißt und trinkt wenig, hat wenig Fleisch auf dem Leibe, und will auch nur wenig bezahlen. Seit heute früh fahre ich ihn nun schon auf dem hiesigen Reviere umher, Feld und Wald hat er in Augenschein genommen, und nun, meinte er, sollte ich nur hier ausspannen, denn wir wären hier gewissermaaßen auf seinem Eigenthume!“

„Ho, ho! sagte Andres: so weit sind wir noch nicht! — und hinterbrachte der Gräfin

wörtlich alles, was er vom Kutscher so eben vernommen hatte.

Während dessen war der Fremde ausgestiegen, hatte sich ziemlich dreust auf dem Schloßhofe umgesehen, und verlangte nun die Gräfin selbst zu sprechen.

„Mir wäre es lieber, gnädige Frau, Sie ließen ihn durch mich abfertigen, sagte Andres; denn der Mensch sieht aus wie's böse Gewissen, und blinkt mit den Augen wie eine Nachteule im Sonnenlichte. Ich habe dem Kutscher das Ausspannen bereits untersagt!“

Die Gräfin aber ließ den Herrn von Wenig in ihr Zimmer führen und fragte ihn selbst nach seinem Begehr. —

„Mit blutendem Herzen zwar nahe ich mich Ew. Gnaden! sprach der hagere Mann: allein es geschieht aus redlicher Absicht, ich will Hochderselben die unnöthigen Kosten der hiesigen Einrichtung ersparen. Es hat sich nämlich ein Wechselchen auf Dero seeligen Herrn Gemahl vorgefunden, ein gutes hohes Wechselchen, das ich um schweres Geld und aus Hochachtung für Ew. Gnaden aus der dritten Hand an mich gebracht!“

„Das ist nicht möglich! rief die betroffene Gräfin: Mein Gemahl hat niemals so große Summen Geldes auf Wechsel erborgt!“

„Ei, der Herr Graf sind stets ein nobler Herr, ein guter Wirth gewesen, entgegnete jener, aber was Sie selbst nicht gebraucht haben, ist doch Verwandten und Freunden nöthig gewesen, und hier steht die eigenhändige Unterschrift, gerichtlich vollzogen und nicht abzuschwören!“

„Ah! eine Bürgschaft! sagte die Gräfin, als sie das ihr überreichte Papier betrachtet hatte: nur eine Bürgschaft für einen Freund!“

„Ich überlasse es Ihnen, den Freund zu suchen und zu finden, fuhr der Fremde lächelnd fort, und halte mich nur an den Hochgeachteten Bürgen und dessen Verlassenschaft; erkläre mich auch aus besonderer Rücksicht gegen Ew. Gnaden erbötig, dieß Gut, so sehr es auch immer durch den Krieg ruinirt sein mag, auf meine Forderung anzunehmen!“

Tief erschüttert stand die Gräfin. Der Gedanke: die Verlassenschaft ihres Gemahls, dieses schöne Gut, ihre letzte Zuflucht und Heimath in die Hände dieses Wucherers überge-

hen zu sehen, war ihr herzzerreißend, und dennoch gab es keinen andern Ausweg, denn die Schuld mußte bezahlt und der Name ihres geliebten Gatten in Ehren gehalten werden, Während der Gräfin die heißen Thränen über die schönen Wangen rollten, und der Herr von Wenig lächelnd in einem Fenster stand, sich an der reizenden Aussicht in die fruchtbaren Gefilde weidend, die er auf diese Weise nun bald als Eigenthum zu erlangen glaubte, lief der alte Andres, welcher Zeuge jener Unterredung gewesen war, in den Schloßhof und rief der dort versammelten Gemeinde zu:

„Auf Kinder! lauft nach Hause, und reißt Kisten und Kasten auf. Wir haben im Kriege manche schöne Summe hergeben müssen, um den Feind abzufinden; heute gilts noch einmal, — der böse Feind ist in der Miethkutsche hier angekommen, der leibhaftige Teufel, und will uns're Gräfin von dannen jagen! Bringt her, was Ihr habt, wir wollen retten wenns möglich ist!“ und nachdem er ihnen alles erzählt, rannte denn auch jeder willig nach Hause und brachte sein Erspartes herbei. — Aber es reichte nicht zu, der Herr von Wenig schüt-

telte den Kopf, er wollte keine Abschlagszahlung annehmen und verlangte vielmehr die ganze Summe baar, oder das Gut! — Während die arme Gräfin im Geheim den Befehl zur Abreise wieder ertheilte, und mit kaum errungner Fassung alle Beredtsamkeit anwendete, um die aufgebrachte Gemeinde von jeder Beleidigung gegen den Fremden zurück zu halten, brachte ihr ein Bote aus dem nächsten Städtchen ein an sie mit der Post eingegangnes Schreiben, worauf das königliche Siegel gedrückt war. Es war von der Hand des Königs und lautete folgender Gestalt:

„Ihr verewigter Gemahl hat nicht al-
„lein sein Leben, sondern auch, wie mir
„bekannt geworden ist, noch andere
„große Opfer dem Staate dargebracht,
„und selbst in Rücksicht auf die früher
„ganz erschöpften Landeskassen mehrere
„Jahre seinen Gehalt nicht erhoben.
„In dankbarer Anerkennung so treuer
„ausgezeichneter Dienste fühle ich mich
„verpflichtet, Ihnen dafür gerecht zu
„werden, und habe deshalb die Staats-
„kassen anweisen lassen, die Ihnen ge-

„bührende Summe von — — an Sie
„auszuzahlen!

Ein solcher Brief war nun allerdings die erfreulichste Hülfe in der Noth; die Summe reichte zu, den Herrn von Wenig abzufinden, der alte Andres hob ihn mit der Gemeinde jubelnd in den Wagen, und trieb ihn zum Schloßhofe hinaus.

„Der böse Feind ist fort! rief er: nun aber kommt ein alter Freund, gnädige Frau, und wagt eine Bitte an Sie. Ich habe lange genug zusehen müssen, wie in Ihrer Abwesenheit dieß Gut schlecht verwaltet worden ist, wie im Kriege alles drunter und drüber ging, und die Herren Verwalter mager ankamen und fett wieder fortgingen. Da habe ich denn immer gedacht, wie ich in früherer Zeit dem Hrn. Grafen als Reutknecht gedient, so will ich nun seiner verlassenen Wittwe aufs neue dienen. Meine Kinder sind erwachsen, sie mögen mein Bauergut übernehmen, Sie aber, gnädige Frau, sollen es sich gefallen lassen, daß der alte Andres wieder zu Ihnen aufs Schloß zieht, und Ihr Verwalter wird. Freilich kann ich nicht eben schreiben und rechnen, aber das

verstehen sie selbst, und wenn ich denn nun Ihre Wirthschaft recht ordentlich besorge, und Sie recht fleißig schreiben, so machen wir beide zusammen gewiß einen tüchtigen Verwalter aus!“

Die Gräfin ließ sich das gefallen und willigte ein, und so ging denn die Wirthschaft auf Schloß Birkenstein unter Juttas und ihres alten geheimen Rathes Andres Verwaltung wirklich vortrefflich. Der Werth des Gutes und nicht minder die Wohlhabenheit der Einwohner stieg von Jahr zu Jahr, und es gelang der Gräfin endlich, durch weise Sparsamkeit so viel zu erübrigen, daß sie mit vollen Händen wohlthun und helfen konnte, und so die Mutter, der Schutzengel ihrer Unterthanen wurde; denn sie hatte durch Andres gelernt, ihre Ausgaben mit den Einnahmen in ein richtiges Verhältniß zu stellen; sie sparte Pfennige, um Thaler damit zu bezahlen, und verstand diejenige Wirthschaft, welche aus dem was Natur und Fleiß hervorbringt, ohne Habsucht oder Geiz, den möglichsten Nutzen zieht.

Hier auf dem Bilde erblickt Ihr die fromme freundliche Frau. Es ist Sonnabend; der alte

Andres berechnet ihr die Einnahme der Woche, und sieht genau nach, ob das aufgezählte Geld mit den Strichen und Kreuzen auf seiner Schiefertafel auch übereinstimme. Neben dem Tische steht eines der armen Mädchen, deren Erziehung die Gräfin, die selbst kinderlos war, übernommen hat; es spielt sorglos mit dem Kätzchen, während die Pflegemutter sorgsam das Geld, als Mittel zum Wohlthun betrachtet und erwirbt. — Das Fenster steht offen, im Dorfe rauchen die Hütten, denn jeder Bauer hat sein Huhn im Topfe!

S — n.

„Die Stätte, die ein großer Mensch betrat,
„Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
„Sein Wort und seine That dem Enkel wieder!“

Mit diesen wahren einfachen Worten unseres großen Dichters Göthe laßt mich Euch, meine lieben Leser! zu einigen solcher Stätten hinführen, sie Euch im Bilde zeigen und mit kurzen Umrissen Euch von den seltnen Menschen erzählen, die sie eingeweiht und sie der Nachwelt unvergeßlich gemacht haben.

Horazens Sabinum.

Vor 1893 Jahren, mithin 65 Jahre noch vor Christi Geburt, wurde zu Venusia, einer Stadt in Apulien (jetzt Venosa im Königreiche Neapel) Quintus Horatius Flaccus geboren. Sein Vater war ein freigelassener Sklave und hatte ein kleines Grundeigenthum erworben, verließ es aber, um sich mit seinem Sohne nach



J. G. A. Frenzel sc. Dresden.

Villa des Horaz.



Rom zu begeben und dort dessen früh sich entwickelnde seltne Geistesfähigkeiten höher auszubilden. — Hier ließ er ihn in allen möglichen Künsten und Wissenschaften unterrichten, war ihm selbst ein strenger Sittenaufseher und erlaubte ihm auch späterhin nach Athen zu gehen, um dort die großen Meisterwerke der griechischen Künstler und Schriftsteller kennen zu lernen, und unter dem gebildeten Volke der Griechen selbst seine eigne Geistesbildung zu vollenden. Zu dieser Zeit wurde Julius Cäsar in Rom ermordet und Brutus und Cassius, die beiden letzten Stützen des sinkenden römischen Freistaates, eilten nach Athen, sich hier zum Kampfe zu rüsten, und alle dort befindlichen für die Freiheit ihres Vaterlandes gleich ihnen begeisterten römischen Jünglinge in ihrem Heere aufzunehmen. Auch Horaz trat zu ihnen, und ward Anführer einer Legion (einer Truppenabtheilung von 3000 bis 6000 Mann). Aber in der Schlacht bei Philippi, einer der größten Städte Macedoniens, (jetzt ist es ein unbedeutendes Dorf mit Namen Feliba), wo Brutus und Cassius nicht allein besiegt wurden, sondern auch ihren Tod fan-

den, mußte auch Horaz die Flucht ergreifen. Durch die Verwendung angesehener Römer erhielt er zwar späterhin wieder die Erlaubniß in sein Vaterland zurückzukehren, hier aber fand er seinen Vater bereits gestorben, und sein kleines väterliches Erbgut eingezogen. Ganz verarmt und auf sich selbst verwiesen entwickelte Horaz nun seine Fähigkeiten und trat als Dichter auf. Er selbst sagt späterhin in seinen Briefen: Armuth habe ihn angetrieben, Verse zu machen. Aber auch als er nicht mehr arm war, als er die Stelle eines Quästurschreibers erhielt, die ihn mäßig nährte, widmete er dennoch alle ihm übrigbleibende Zeit der Dichtkunst und Philosophie. Zuerst erschienen seine Satiren, dann mehrere seiner Oden u. s. w. Die bedeutendsten Männer wurden aufmerksam auf den jungen geistreichen Dichter, selbst Virgil und Varius, die größten Dichter jener Zeit, schenkten ihm ihr Freundschaft, und führten ihn sogar in das Haus des Mäcenas ein, welcher der vertrauteste Freund des neuen Kaisers Augustus war, und von dem wir bei dem nächsten Kupfer ein mehreres hören werden. Mäcenas nahm ihn

bald in den engen Kreis seiner
Freunde auf, wo Georg immer
neue Gelegenheit fand, seinen
Dichtergeist und seine Liebens=
würdigkeit zu entfalten.
Durch diesen mächtigen Freund
hätte er wohl ein glänzende=
res Glück machen können,
allein in seinem Herzen lebte
die Erinnerung an die gute
alte Zeit der Republik seines
Vaterlandes noch fort, er konn=
te die Freunde nicht ver=
gessen, die im Kampfe ge=
gen die Unterdrücker der
bürgerlichen Freiheit an sei=
ner Seite gefallen waren,
und er vermochte daher nicht
die Gunst des neuen Kaisers
zu suchen.

Ja er als Augustus selbst den ausge=
zeichneten Mann durch Mäcenas
auffordern ließ, in seine Dien=
ste zu treten, lehnte er es ab,
und konnte sogar nur durch wie=
derholtes Dringen dazu bewo=
gen werden, endlich ein Gedicht
an den Augustus zu machen.
So suchte er sich frei und unabhän=
gig zu erhalten, er zog sich nach
und nach immer mehr von dem
geschäftigen Leben und Treiben
aus Rom zurück, und suchte
am liebsten die süße Einsamkeit
in seinem Sabinum auf. Mä-
cenas hatte ihm nämlich ein
kleines Landgut im Sabiner=

Land geschenkt, dessen Horaz in seinen
Gedichten als seines liebsten Zu=
fluchtsortes erwähnt, und es sein
Sabinum nennt. Hier starb er,
57 Jahre alt. Der Dichter und was
er gesungen hat, ist unsterblich
geblieben, aber seine Klause, ihm
so theure Freistatt ist unter der
alles zerstörenden Zeit von der
Erde verschwunden. Die Alter=
thumsforscher haben sich sogar
lange vergeblich bemüht, nur
die Stelle, auf der jenes Sabi=
num gestanden, mit Bestimmt=
heit anzugeben, bis endlich
i. J. 1757 eine Inschrift aufge=
funden wurde, durch welche

die Lage desselben außer Zweifel ge=
setzt ist. Der Berg Lucretilis, der nach
Horazens Beschreibung seine Ziegen
vor Sonnenglut und Regenwinden
schützte, ist ohne Zweifel der jetzige hohe
Genaro, der nach das Thal von Ustica
von Mittag und Abend her beschirmt,
und an seinen Abhängen noch
wie zu Horazens Zeiten von Thymi=
an und Lavendel duftet. Am Fuße
dieses Berges sprudelt noch die kry=
stallhelle Quelle, welche Horaz Blan=
dusia nannte. Durch das Thal von
Ustica schlängelt sich noch der Bach Di=
gentia, jetzt Licenza genannt.
Auch der halb verfallenen kleinen
Tempel der alten Göttin Vacuna,
von wo auch Horaz ins Haus
gedacht seinem Freunde...

Freunde Fuscus Aristius einen innigen Brief schrieb, läßt sich durch eine bei Rocca Giovane aufgefundene Inschrift jetzt wieder bestimmen. Nur des Dichters Meierhof selbst, der nahe bei jener Quelle gelegen haben muß, ist spurlos verschwunden. Mehrere Reisende, die mit Begeisterung für den großen Dichter diesen durch ihn geweihten Boden betraten, haben die Steine eines netzförmigen Mauerwerkes und die Spuren eines künstlich zusammen gefügten Fußbodens für die Trümmer jenes einfachen unvergeßlichen Landgutes halten wollen.

Das im Vorgrunde stehende kleine Haus auf unserer Kupferplatte ist jetzt auf der Stelle erbaut, die wahrscheinlich sonst Horazens Meierhof einnahm; der hohe Berg im Hintergrunde ist Horazens Lukretilis, der jetzige Genaro, und das hochgelegene Dörfchen Licenza ist nach dem Bache genannt, der darunter hinrauscht.

Viele von Euch, meine lieben Leser! werden späterhin die unsterblichen Gesänge des Dichters, der vor nunmehr fast 1900 Jahren in diesem Thale lebte und sang, in seiner Muttersprache lesen. Ihr werdet dann, je mehr

Ihr in seinen Geist eindringt, um so lieber dieß einfache Bild wieder betrachten, und Euch an die geheiligte Stätte versetzen. Für Euch andern aber, die Ihr den Dichter nicht selbst lesen werdet, will ich einige treffliche Oden aus einer sehr gelungenen Uebersetzung von Ernst Günther hier mittheilen, woraus Ihr Horazens Geist und Gesinnung wohl erkennen werdet. Die darin vorkommenden fremden Worte und Anspielungen, die Ihr nicht versteht, mögt Ihr Euch von Eurem Vater, oder Lehrer erklären lassen.

Die 11te Ode des 1. Buches.

Die wahre Lebensweisheit, sagt hier der Dichter, besteht im zweckmäßigen frohen Genuß der Gegenwart; Niemand soll seine Zukunft erforschen wollen.

An Leukonoë.

Ein Frevel ist's, Leukonoë, zu fragen:
Wenn mir, wenn Dir ein Gott das Ziel beschieden;
Drum forsche nimmer, was die Sterne sagen;

Mit seinem Loose sei der Mensch zufrieden!
Mag dieß der letzte sein von unsern Tagen,
Mag Jahre lang das Auge noch hienieden
Des Meeres Wogen sehn ans Ufer schlagen,
Und an dem Fels in dumpfer Brandung sieden:

Sei weise! Nütze Du die flüchtgen Stunden,
Den Wein zu mildern; nicht auf ferne Jahre
Erstrecke Deine Pläne, Deine Sorgen!

Indem wir sprechen ist die Zeit entschwunden;
Leukonoë, den Augenblick bewahre,
Und nichts erwarte von dem nächsten Morgen!

Die 18te Ode des 2. Buches.

Horaz preist sich hier, trotz seiner Dürftigkeit, glücklicher, als die Vornehmen und Reichen, die auf Kosten anderer ihr Glück erkaufen, ohne zu erwägen, daß sie mit allen ihren zusammen gescharrten Reichthümern doch eine Beute des Todes sind.

Habsucht und Genügsamkeit.

Weder Gold noch Elfenbein
Meiner Zimmer Decken schmücken.
Balken von Hymettus drücken
Nicht Numidiens Marmorstein!

Ich erschleiche mir kein Land,
Das ein Attalus vererbte,
Mit Lakoniens Purpur färbte
Keine Freundin mein Gewand.

Doch ein seelenvolles Lied
Strömt aus unversiegter Quelle,
Das zu meiner niedern Schwelle
Oft erhabne Gönner zieht.

Weiter fleh' ich nichts von Euch,
Götter! will nicht reichre Spenden
Aus des mächtgen Freundes Händen;
Mein Sabinum macht mich reich.

Schnell verrinnet Tag auf Tag;
Monden fliehn auf raschen Schwingen,
Und Du willst am Sarkophag
Stolzer Schlösser Bau verdingen? —

Führst, nicht denkend an das Grab,
Häuser auf an Bajä's Strande?
Dämmst des Meeres Fluthen ab,
Unbegnügt mit festem Lande?

Selbst den Grenzstein auf dem Raine
Rückt die Habsucht noch hinaus,
Schont nicht des Klienten Haus,
Nicht der nachbarlichen Zäune.

Von der väterlichen Flur
Wird der Arme nun vertrieben,
Rettet nackte Kinder nur,
Weib und Laren, die ihm blieben!

Doch dem Reichen ist kein Loos
Sichrer, als des Orkus Hallen;
O, halt ein! es öffnet allen
Sich der Erde Mutterschoos,

Bettlern wie dem Fürstensohn!
Mit Prometheus umzukehren
Ließ sich durch verheißnen Lohn
Plutos Diener nicht bethören.

Tantalus, die Pelopiden
Sind in seiner Macht, er hört
Und befreit den Lebensmüden,
Hier erwünscht, — dort unbegehrt.

Die 20te Ode des 2. Buches.

Horaz vertraut hier seinem Freunde die Ahnung: Es werde sein Gesang unsterblich sein!

An Mäcenas.

Ein Sänger schwing' ich mich zum reinen Himmel
Im neuen, unentweihten Flügelkleid,
Ich scheide von dem irdischen Getümmel,
Erhaben über Haß und Neid.

Nicht edlem Blut verdank' ich mein Entstehen,
Doch nimmer werd' ich, den Du „Freund“ genannt,
O mein Mäcenas! spurlos untergehen,
Ich schaue nicht der Lethe Strand.

Sieh! schon beginnt der Schwan sich zu befiedern,
Und glänzend weiß aus Arm und Nacken strebt
Der leichtbeschwingte Fittig, langsam hebt
Sich rauhe Haut an meinen Gliedern.

Es wird mich Colchis, Dacien mich schaun,
Das vor der Marser Schaar noch bebt, die fernen
Gelonen werden, wie des Ebro Au'n,
Der Rhone Trinker wird mich lernen!



J. G. A. Frenzel sc.

Villa des Maecenas



Verstumme dann unwürd'ge Todtenklage,
Er ist nicht todt, dem Eure Thräne fließt;
Es ist umsonst, daß Ihr in Sarkophage
Die Hülle des Geschiednen schließt!

Die Villa des Mäcenas.

Der vertraute Freund und mächtige Gönner unseres Horaz, Cajus Cilnius Mäcenas, leitete seine Abkunft von den alten etruscischen Königen her. Er bekleidete zwar niemals ein öffentliches Amt, hatte jedoch einen bedeutenden Einfluß, und ist durch seine Freundschaft mit dem Kaiser Augustus sowohl, als durch den Schutz und die Begünstigung, die er den Künsten und Wissenschaften angedeihen ließ, berühmt geworden, so daß man noch jetzt einen bedeutenden Mann, der Künste und Wissenschaften liebt, und die Meister darin begünstigt, einen Mäcen zu nennen pflegt. — Ohne eben ein ausgezeichneter Staatsmann, oder tiefer Gelehrter zu seyn, besaß Mäcenas doch

höchst liebenswürdige Eigenschaften, die ihn nicht allein dem Augustus unentbehrlich machten, sondern auch die ausgezeichnetsten Männer in seine Nähe zogen. Der Kaiser fand an seinem Freunde alles was er gerade brauchte: Rath, Auswege, Entschlossenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch wohl manche kleine Schwäche, womit er den Freund scherzend aufziehen konnte. Dafür durfte aber Mäcenas sich auch manches ernste Wort gegen ihn erlauben, wie er denn einst, als Augustus, noch während seines Triumvirates, zu Gerichte saß, und mehrere Todesurtheile aussprach, ihm die Worte auf seiner Schreibtafel hinreichte: „Surge tandem carnifex!“ (Stehe endlich auf, Henker!) — Mäcenas war es auch, der den Augustus bestimmte, die Obergewalt nicht wieder aus seinen Händen zu geben, sondern sich auf den Kaiserthron zu schwingen.

„Ich fürchte, sagte er zu ihm, Du
„wirst der letzte Römer werden, wenn
„Du aufhörst der Erste zu seyn!“

Aber er rieth auch immer wieder zur Milde und wirkte vielen Verurtheilten beim Kaiser Gnade aus. Durch ihn wurde dem Virgil

in den Bürgerkriegen das Erbe seiner Väter erhalten, durch ihn dem Horaz nach der Schlacht bei Philippi Verzeihung ausgewirkt. Er suchte den Umgang ausgezeichneter Männer aller Art, begünstigte sie, zog sie an seine Tafel, und empfahl sie dem Wohlwollen des Kaisers. So schenkte er auch dem Horaz, den er besonders werth hielt, jenes kleine sabinische Landgut. Er selbst besaß eine prachtvolle mit den schönsten Gärten umgebene Villa zu Tivoli, wohin er sich oft aus dem Geräusch der großen Welt zurück zog, und wo er auch bald nach Horaz sein Leben endigte.

Auf unserem Kupfer hier erblicken wir jene Villa in ihrem jetzigen Zustande, wie die Wasserfälle sich noch aus den Lorbeeren und Myrthen hervordrängen und in das Thal hinabrauschen. Der stärkste Wasserstrahl strömt aus Mäcenas Lusthaus selbst hervor, und ist wohl derselbe, welcher damals den oft schlaflosen Staatsmann durch sein sanftes Plätschern einwiegte, oder beim fröhlichen Mahle, an welchem auch Virgil und Horaz Theil nahmen, in die geistreiche Unterhaltung der Freunde seine flüsternde Stimme mischte.

Viele haben seitdem in diesen Hallen gelebt: Nach dem Tode des Mäcenas erbte sie sein Freund Augustus; späterhin wurden sie von Ignatius Loyola, dem Stifter des Ordens der Jesuiten mit mehreren seiner Ordensbrüder bewohnt; noch später gehörten sie den Nonnen von St. Michele in Castelvecchio, und jetzt sind sie im Besitze des Herzogs von Canino, (Lucians Bonaparte), der die alten darin befindlichen Ueberreste sorgsam zu erhalten sucht; aber ihren alten berühmten Namen hat ihnen weder die Zeit noch ein späterer Besitzer nehmen können, sie heißen immer noch:

Die Villa des Mäcenas.



T. Faber n. d. Natur gez: J. G. A. Frenzel gest: in Dresden

Körners Weinberg in Loschewitz bei Dresden



Wir wollen nun aber aus der alten Zeit und von den Trümmern, die einst die Heimath großer Menschen waren, in unsere Zeit zurücktreten, denn auch hier finden wir manche Stätte, die ein unsterblicher Name geweiht hat.

Körners Weinberg in Loschwitz bei Dresden.

Das nebenstehende Bild zeigt uns Körners Weinberg in Loschwitz bei Dresden. Ist Euch, meine lieben Leser, der Name Theodor Körner nicht schon bekannt? — Habt Ihr nicht alle schon von dem Jüngling gehört, der in dem letzten Kriege gegen Frankreich sich muthig in die Reihen preußischer Freiwilliger stellte, und mit wahrhaft begeisterten Gesängen sein Volk zu Kampf und Sieg entflammte? — Seht, dort in dem Hause am Fuße des Berges hat er die schönsten Tage seiner Kindheit verlebt. Theodor Körner war am 23. Sept. 1791 zu Dresden geboren, wo sein Vater, der jetzige Königl. Preußische Staatsrath Körner, damals als Appellationsrath angestellt war. Er

genoß in dem elterlichen Hause eine ausgezeichnete Erziehung und sah dort die ersten lebenden Dichter, welche dem Vater befreundet waren. Er ging dann auf die Bergakademie zu Freiberg und späterhin auf die Universität zu Leipzig. Schon hier entwickelte sich sein ungemeines poetisches Talent, und es erschienen hier seine ersten Gedichte unter dem Titel: „Knospen" im Druck. Aber das leichte Gelingen anmuthiger Verse, das zu früh geärndete Lob zog ihn von tieferem gründlichen Eindringen in die ernstern Wissenschaften ab, er gab sich nur seiner Lieblingsneigung zur Dichtkunst hin, verließ die Universität und wurde, nachdem ihm einige dramatische Dichtungen gelungen waren, als Theaterdichter in Wien angestellt. Ob er nun hier seinen früh erlangten Ruf als Dichter sich auch ferner erhalten haben würde, scheint zweifelhaft, das Schicksal rief ihn jedoch selbst von hier ab. Der französische Krieg war ausgebrochen, es erscholl der Aufruf an Preußens Söhne: für die Freiheit des Vaterlandes in den Kampf zu gehen. Auch Körner folgte ihm, denn ob er gleich kein Preuße war, so hielt er diesen Kampf doch

für eine Sache des ganzen deutschen Volkes, er verließ seine Freunde, seine glücklichen Verhältnisse, und stellte sich als Freiwilliger unter Lützows tapfere Schaar. Hier nun sang er seine schönsten Lieder, sie gingen von Munde zu Munde und wie sie den Muth der Brüder und Kampfgenossen entflammten, so flog der begeisterte Dichter ihnen allenthalben selbst mit dem Schwerdte kühn voran. Aber schon am 26. August 1813 bei einem Gefechte gegen die Franzosen unter Davoust auf der Straße von Schwerin nach Gadebusch traf ihn eine feindliche Kugel, und endigte sein schönes kräftiges Leben. Bei dem Dorfe Wöbbelin haben ihn seine Kameraden unter einer alten Eiche begraben; ein einfaches eisernes Denkmal bezeichnet die Stätte. Zwei Jahre später starb seine einzige Schwester, sie ruht jetzt hier an seiner Seite. Seine trefflichen Kriegslieder sind unter dem Titel: „Leier und Schwerdt" herausgegeben worden.

Der Weinberg, den uns das nebenstehende Kupfer zeigt und das Haus am Fuße desselben, waren der Tummelplatz von Theodor Körners glücklicher Kindheit, hier erwachten zu-

erst bei dem Anschauen der erhabenen reizenden Natur seine Anlagen, hier erhob er zuerst seine begeisterten Blicke nach oben, denn auf der Spitze des Berges schwang ein mächtiger Adler seine Flügel, und zeigte ihm den Aufflug zur Sonne. Der kleine Pavillon nämlich, den wir hier auf der Spitze des Berges erblicken, war eine Zeit lang Schillers Sommeraufenthalt. Er war ein Freund des alten Körner, besuchte diesen in Dresden, und vollendete in jenem kleinen Häuschen die letzten Akte seines Don Carlos, führte dieses Trauerspiel auch in der Familie seines Freundes Körner zuerst auf. Von dieser Zeit, wo Schiller hier lebte und dichtete, wird noch manches erzählt, selbst der Aufmerksamkeit der gemeineren Volksklasse ist sie nicht entgangen. So fragte einst ein Fremder den Schiffer, der ihn die Elbe hinabfuhr, und ihm Körners Weinberg zeigte: ob er wohl den Dichter Schiller gekannt habe, der dort oben in dem Pavillon gewohnt, und einige seiner schönsten Sachen geschrieben haben solle? — „Ich besinne mich wohl, sagte der Schiffer, es wohnte dort einmal ein Schreiber; am Tage verschloß er die

Läden, rannte durch die Felder, und wollte oft wenn es recht stürmte und wetterte in der Gondel auf dem Elbstrome fahren. Des Nachts aber lief er bei offenen Fenstern in der Stube umher, und schrie oft gewaltig. Genug — — er deutete hierbei auf die Stirn — — Sie verstehen mich schon!“

Von unserem Schiller selbst will ich Euch hier nur den Geburts- und den Todestag nennen: Er ward am 10. Nov. 1759. zu Marbach im Würtembergischen geboren, und starb am 9. Mai 1805 zu Weimar. Vor Euch liegen seine Schriften, wie ein weites blühendes herrliches Land, in welchem Ihr reisen sollt; wenn Ihr sie gelesen und verstanden haben werdet, wird das tiefe Gemüth, der helle reine Genius des Dichters wie eine himmlische Erscheinung vor Euch stehen. Als er gestorben war, sagte sein Freund Göthe von ihm:

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen,
„daß er von dem Gipfel des menschlichen
„Daseins zu den Seligen empor gestiegen,
„daß ein schneller Schmerz ihn von den
„Lebendigen hinweggenommen. Die Gebre-
„chen des Alters, die Abnahme der Gei-

„ſteskräfte hat er nicht empfunden. Er
„hat als ein Mann gelebt, und iſt als
„ein vollſtändiger Mann von hinnen ge-
„gangen. Nun genießt er im Andenken
„der Nachwelt den Vortheil, als ein
„ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſchei-
„nen. Denn in der Geſtalt, wie der Menſch
„die Erde verläßt, wandelt er unter den
„Schatten und ſo bleibt auch Achilles
„als ein ewig ſtrebender Jüngling gegen-
„wärtig. Daß er früh hinwegſchied, kommt
„auch uns zu gute. Von ſeinem Grabe
„her ſtärkt auch uns der Anhauch ſeiner
„Kraft, und erregt in uns den lebhafteſten
„Drang, das was er begonnen mit Liebe
„fort und immer fort zu ſetzen. So wird
„er ſeinem Volke und der Menſchheit in
„dem was er gewirkt und gewollt ſtets
„leben!“

Aussicht von Körners Weinberg nach Blasewitz.

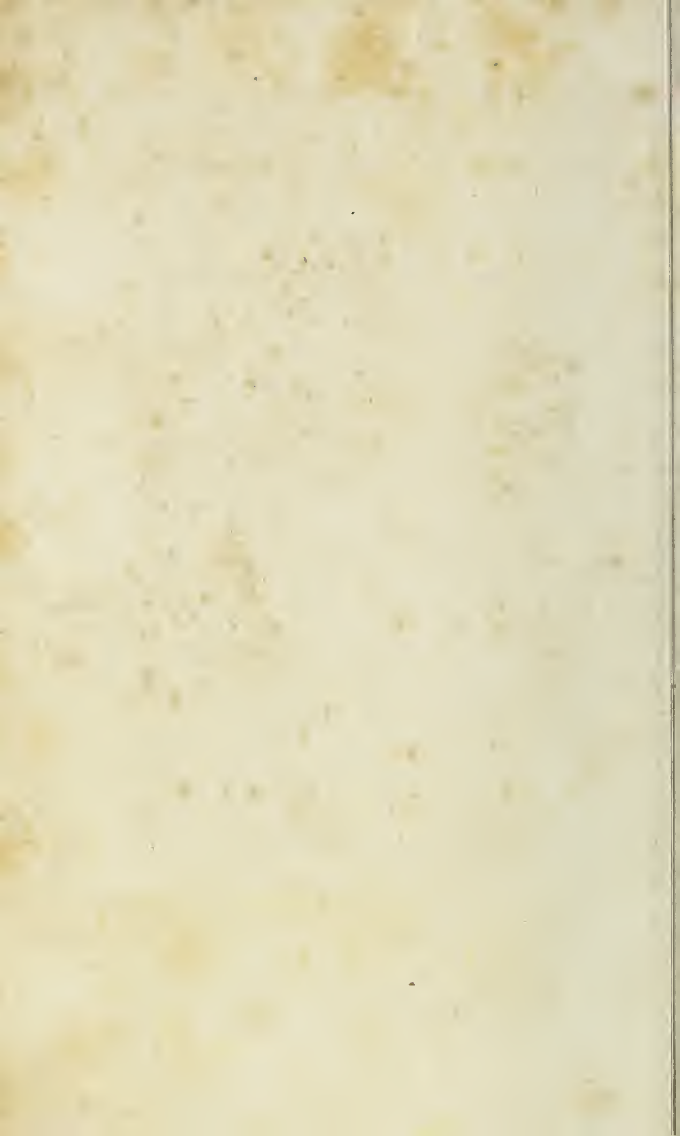
Wir wollen uns aber an Schillers Seite noch einmal auf die Spitze jenes Weinberges stellen, und mit ihm und dem kleinen Theodor Körner, der als ein 10 jähriger Knabe hier oft an der Hand des großen freundlichen Mannes stand, in die reizende Gegend über die Elbe hinweg und nach dem Dörfchen Blasewitz hinabschauen, wohin Schiller so gern überfahren mochte, denn dieses Dörfchen ist auch als der Geburtsort eines unserer größten deutschen Musiker noch ganz besonders merkwürdig. Hier wurde im Jahre 1741 Johann Amadeus Naumann geboren. Obgleich seine Eltern sehr arme Leute waren und auch ihn zur Handarbeit anhielten, so wurden hierdurch doch nicht seine großen Anlagen zur Musik unterdrückt. Der Knabe wußte den Vater zu bewegen, daß er ihn, statt in die Schule seines Dorfes, in eine bessere Schule nach Dresden gehen ließ, wohin er täglich zu Fuße ging und nebenbei auch jede Musik zu hören suchte. Endlich gab der Vater seinen Bitten nach, und

entschloß sich zu der für ihn bedeutenden Ausgabe, ihm ein altes Klavier zu kaufen. Der Knabe brachte nun alle seine Freistunden, ja halbe Nächte vor dem Instrumente zu, und ward hier sein eigner Lehrmeister. Endlich trat zufällig eines Tages ein geschickter Musikus aus der königl. schwedischen Kapelle zu Stockholm, der sich eben in Dresden aufhielt, in die Wohnung des alten Naumann, ließ sich hier auf dem elenden Klaviere etwas vorspielen, und erstaunte über die ungemeine Fertigkeit und den schönen Ausdruck im Spiele dieses 13 jährigen Bauerknaben. Er erbot sich auf der Stelle, ihn mit nach Italien zu nehmen, und reiste auch wirklich bald darauf mit ihm ab. Das Verhältniß, in welches Naumann zu seinem neuen Herrn trat, war aber ein sehr drückendes; er wurde völlig nur als ein Bedienter betrachtet, mußte ihm die niedrigsten Dienste leisten, und behielt fast gar keine Zeit zur Musik übrig. Die Reise nach Italien unterblieb zwar nicht, allein Naumann mußte seinem Herrn, der mit der Post reiste, zu Fuße dorthin folgen, und während dieser in Padua den Unterricht des berühmten Tartini benutzte,



T. Faber n. d. Natur gez. J. G. A. Frenzel gest. in Dresden

Aussicht von Körners Weinberge nach Blasewitz, Naumanns Geburts- und Sommer-Wohnungs-Orte.



sich seinen Unterhalt mit Notenschreiben verdienen. Als er eines Tages das Instrument seines Herrn zu Tartini trug, bat er diesen großen Virtuosen, an der Thüre des Zimmers der Lehrstunde zuhören zu dürfen. Der freundliche Meister nahm ihn aber sogleich unter seine Schüler auf, brachte ihn in eine freiere Lage und legte den ersten Grund zu seiner Bildung. Naumann zog bald die Aufmerksamkeit der größten Meister auf sich, die berühmten Komponisten Peter Martini und Hasse wurden seine Freunde, und als er nach einem Aufenthalt von 8 Jahren seine Eltern in Blasewitz besuchte, und seinem Landesherrn mehrere von seinen Kompositionen überreichte, wurde er mit einem Gehalte von 220 Thlr. als kurfürstlicher Kirchenkomponist angestellt, reiste mit Bewilligung seines Fürsten dann noch zweimal nach Italien, und gelangte endlich zur Stelle eines Kapellmeisters in Dresden mit 2000 Thlr. Gehalt. Er hat mehrere berühmte Opern, besonders aber vortreffliche Kirchenmusiken komponirt; zu den letztern gehört auch das Vater unser nach dem Texte von Klopstock. Viele tüchtige Schüler hat er gebildet, unter diesen auch den

ebenfalls schon verewigten Kapellmeister Himmel, und die noch jetzt in Berlin lebende berühmte Sängerin Dem. Schmalz. Er selbst starb am 23. Oktober 1801.

Noch steht das Häuschen in Blasewitz, worin Naumann geboren wurde, und wo er seine erste Jugend in großer Dürftigkeit verlebte, es ist mit Nro. 33. bezeichnet, und wurde vor Kurzem für 700 Thlr. feilgeboten. Er selbst baute sich späterhin am Eingange des Dorfes einen Landsitz, der jetzt dem Baron v. Friesen gehört. Auf dem Eliaskirchhofe zu Dresden, neben welchem der Weg nach Blasewitz vorbei geht, ist Naumann begraben; auf seinem Grabmahle liest man folgende Inschrift:

Grabstätte

Naumanns

Churfürstlichen Sächsischen Kapellmeisters.

Geboren am 17. April 1741.

Gestorben am 23. Oktbr. 1801.



Lieber del. C. A. Schwerdgeburth sc.

Göthes Gartenhaus.



Nur auf des Meisters Gebot entsteht im Reiche der Töne,
Was den Denker erfreut, wie es den Hörer entzückt.
Aber dieß gnügte Dir nicht, an dessen Grabe wir trauern;
Hoch über irdischen Dienst hobst Du den Zauber der Kunst.
Seele sprach zu Seele, die Schranken der Endlichkeit schwanden,
Und in der Seeligen Reih'n lohnt Dir die Palme dafür.

Wenn Ihr nun, meine lieben Leser! einst die Elbe hinabschifft, und der Nachen Euch an Körners Weinberg und dem Dörfchen Blasewitz vorbeiträgt, dann gedenkt der großen Männer, die hier lebten, sangen, dichteten, und neigt Euch still vor den heiligen Stätten.

Göthe's Gartenhaus.

Aber aus der grauen Vorzeit, aus der nächsten Vergangenheit, laßt uns noch zu einem Hause hinwandern, welches der große Mann noch bewohnt, den fast alle gebildete Völker der Erde kennen und bewundern. Er hat die Worte, die ich früher erwähnte, ausgesprochen:

„Die Stätte, die ein großer Mensch betrat,
„Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt

„Sein Wort und seine That dem Enkel
„wieder.

Drum sei denn auch uns das kleine Haus hier heilig, in welchem er manche seiner besten Stunden verlebt hat. Am 28. August d. J. erreicht Johann Wolfgang von Göthe sein 79tes Jahr.

Gewiß möchtet Ihr, indem Ihr jetzt vor seinem Gartenhause steht und daran denkt, was er dem deutschen Volke geleistet hat, ihm gern in jugendlicher Begeisterung ein lautes fröhliches Lebehoch bringen. Aber stört den Greis nicht! Er steht jetzt auf der höchsten Spitze des Lebens, und schaut ruhig auf das bunte Treiben desselben herab. Ihr könnt ihm nichts mehr geben! Geht still und mit entblößtem Haupte hier vorüber, und sprecht leise Euren Gruß aus:

„Gott erhalte Dich noch lange, Vater Göthe!“

Ernst v. Houwald.

